

Zeitschrift für  
aktuelle Fragen

kultur

elemente

Herausgegeben von der  
Distel - Vereinigung

Poste Italiane s.p.a.  
Spedizione in Abbonamento  
Postale - 70 %  
NE Bolzano

Nr. 115  
Juni 2014

Euro 3,50

[www.kulturelemente.org](http://www.kulturelemente.org)  
[info@kulturelemente.org](mailto:info@kulturelemente.org)  
[redaktion@kulturelemente.org](mailto:redaktion@kulturelemente.org)  
[kulturelemente.wordpress.com](http://kulturelemente.wordpress.com)

Adrian Notz

## Dada und der Erste Weltkrieg

Wenn es gilt Dada in einem Satz zu erklären, sagt man gerne: „Dada war ein Protest gegen den ersten Weltkrieg“. Was heißt das genau? Wie haben die Dadaisten gegen den ersten Weltkrieg protestiert? Welche Indizien gibt es, dass die Dadaisten gegen den ersten Weltkrieg protestierten? Dada entstand während dem Ersten Weltkrieg in Zürich. Hugo Ball, Hans Arp, Sophie Taeuber Arp, Emmy Hennings, Richard Huelsenbeck, Tristan Tzara und Marcel Janco eröffneten dort am 05. Februar 1916 das Cabaret Voltaire und fanden dort im April 1916 den Begriff Dada. Sie wollten, so die ursprüngliche Begründung, „schöne Dinge tun“.

Die Dada Orte Berlin, Köln, Paris und auch Tirol entstanden erst nach dem Ersten Weltkrieg – und New York, dessen Anfang man mit der Armory Show 1913 identifizieren kann, als Marcel Duchamp seine Nue Descendant un Escalier ausstellte, war nicht direkt betroffen von den Schanzengräben und Gasbomben des Ersten Weltkriegs. Nur der Boxer und Poet, Neffe von Oscar Wilde, Arthur Cravan, flüchtete im Herbst 1917 aus Angst eingezogen zu werden bis nach Neufundland und schließlich Mexiko.

Ein Indiz für einen Protest gegen den Ersten Weltkrieg dürfte daher nur bei Dada in Zürich zu finden sein und in den Texten, welche die Dadaisten in Zürich und davor verfassten. Als das Cabaret Voltaire im Februar 1916 eröffnete, war der Erste Weltkrieg schon kurz vor der Schlacht bei Verdun. Man müsste also die Dadaisten betrachten, bevor sie Dadaisten wur-

Dada und den Ersten Weltkrieg. Am 7ten August 1914 schreibt Hugo Ball seiner Schwester Maria, dass er sich für den Militärdienst eingeschrieben habe und bereit sei, seine Ideen über Kunst und Theater über Bord zu werfen. Wie viele seiner Künstlerkollegen in Deutschland sah er im Krieg eine Möglichkeit, aus den Verstrickungen der aktuellen gesellschaftlichen Situation auszubrechen und die Welt und Gesellschaft zu verändern. „Die Flucht aus der Zeit“ beginnt er, indem er schreibt: „So stellten sich 1913 Welt und Gesellschaft dar: das Leben ist völlig verstrickt und gekettet. Eine Art Wirtschaftsfatalismus herrscht und weist jedem Einzelnen, mag er sich sträuben oder nicht, eine bestimmte Funktion und damit ein Interesse und seinen Charakter an.“ [...]

„Die innigste Frage aber bei Tag und Nacht ist diese: gibt es irgendwo eine Macht, stark und

kunin und Mereschkowsky gelesen hat. Und dass er an der Front war. In Dieuze sah er die ersten Soldatengräber und in Fort Manonvillers, welches grade zerbombt wurde, entdeckte er im Schutt einen zerfetzten Rabelais. Hans Arp berichtet von Hugo Balls Besuch an der Front. Als die Offiziere merkten, dass Ball kein Spion sei, sondern nur ein Idealist, schickten sie ihn zurück. Es war weniger Idealismus, den Ball an die Front führte, sondern vielmehr reine Neugier: „Man möchte doch gerne verstehen, begreifen. Was jetzt losgebrochen ist, das ist

### Man muss angesichts dieser haltlosen Zeit Haltung bewahren.

Bazon Brock

die gesamte Maschinerie und der Teufel selber. Die Ideale sind nur aufgesteckte Etiketten. Bis in die letzte Grundfeste ist alles ins Wanken geraten.“ (a.a.O. Seite 16)  
An Neujahr 1915 erwähnt Ball den Krieg wieder explizit. Hier finden wir sogar eine direkte Protestaktion gegen den Krieg: „Auf dem Balkon der Marinetti-Übersetzerin demonstrierten wir auf unsere Weise gegen den Krieg. indem wir in die schweigenden Nacht der Großstadtbalkone und Telegraphenleitungen hinunterrufen: „A bas la guerre!“ Einige Passanten bleiben stehen. Einige beleuchtete Fenster öffnen sich. „Prosit Neujahr!“ ruft jemand herüber. Der unbarmherzige Moloch Berlin reckt seinen Scheitel aus Eisenbeton.“ (Hugo Ball, Die Flucht aus der Zeit, 1927, Seite 23)  
Kurz nachdem Fritz Habers Gas das erste Mal in Ypern benutzt wurde aber noch bevor die ersten Panzer in den Schlachten erschienen, notierte Ball am 26. Juli 1915: „Der Krieg beruht auf einem krassen Irrtum. Man hat die Menschen mit den Maschinen verwechselt. Man sollte die Maschinen dezimieren, statt die Menschen. Wenn später einmal Maschinen selbst und allein marschieren, wird das mehr in der Ordnung sein. Mit Recht wird dann die Welt jubeln, wenn sie einander zertrümmern.“ (a.a.O. Seite 34)

Es ist bemerkenswert, dass zur gleichen Zeit Francis Picabia mit seinen „Maschinenzeichnungen“ anfang und Portraits von seinen Kollegen Alfred Stieglitz, Marius de Zayas oder Havelland in seinem Magazin 291 (Nr. 5 und Nr. 6) in New York publizierte, in denen Maschinen und Menschen sich in einem Bild vereinen, in denen Maschinen zu Menschen werden und Menschen zu Maschinen.

Im Oktober 1915 macht Ball eine weitere kleine Protestaktion gegen den Ersten Weltkrieg: „Den schwarzen Adlerorden, die Tapfer-

1 Adrian Notz, Direktor des Cabaret Voltaire, erörtert für die Kulturelemente das Verhältnis der Dadaisten, allen voran Hugo Ball, zum Ersten Weltkrieg und zu den Futuristen um Marinetti.

3 Auf seiner Reise zum „Winter Festival“ in Sarajewo fragt sich Hannes Egger, welche Spuren der Erste Weltkrieg in Bosnien hinterlassen hat – und gerät dabei mitten in die Februarproteste gegen die Regierung.

5 Südtirol-Experte Georg Grote, Senior Lecturer für westeuropäische Geschichte am University College in Dublin, unternimmt eine kritische Bestandsaufnahme der Südtirol-Autonomie als taugliches Modell für Minderheitenschutz.

11 Der Filmhistoriker und Leiter der Sammlung des Filmmuseums Wien, Paolo Caneppele, untersucht anhand eines Propagandafilms der 1920er Jahre die Entstehung des Kultes vom Unbekannten Soldaten. Hermann Barbieri schildert seine Kindheitserinnerungen an den Soldatenfriedhof in St. Jakob.

13 Autor Michael Zeller unternimmt eine literarische Reise zu den Grabfeldern und Beinhäusern von Verdun, Hannes Mittermaier widmet sich der Schwelle zwischen Sein und Nicht-Sein.



Foto: Martin Hanni

den und bevor sie nach Zürich kamen. Es gibt nur wenige Dadaisten, die beschreiben, was sie vor dem Cabaret Voltaire gemacht haben. Hugo Ball war ein ausgiebiger Chronist seiner Zeit. In seinem Tagebuch, das als „Die Flucht aus der Zeit“ 1927 veröffentlicht wurde, protokollierte er seine Taten und Gedanken. Da Hans Arp „Die Flucht aus der Zeit“ als ein philosophisches und religiöses Tagebuch beschreibt, in welchem die essenziellen Sätze zu Dada geschrieben wurden, lohnt sich eine nähere Betrachtung von Balls Gedanken in Bezug auf

vor allem lebendig genug, diesen Zustand aufzuheben? Und wenn nicht: wie entzieht man sich ihm?“ (Hugo Ball, Flucht aus der Zeit, 1927, Seite 5)

Für einen kurzen Moment hoffte Ball wohl im Ersten Weltkrieg die Macht zu finden, die stark genug ist diesen Zustand aufzuheben. In „Die Flucht aus der Zeit“ erwähnt Ball den Ausbruch des Ersten Weltkrieges nicht. Es gibt eine Lücke in seinen Aufzeichnungen von Ende Juli bis November 1914. Im November 1914 ist Ball in Berlin und erwähnt, dass er Kropotkin, Ba-

DADA-MESSE, Reprint  
zur Ausstellung »Stationen der Moderne«  
Berlinische Galerie,  
1988 (aus dem Buch:  
Franz Held,  
Vordadaistische Texte  
aus Jenesien)

Thema



Die vorliegende Ausgabe der **Kulturelemente** legt ihren Fokus auf unseren medialen Umgang mit Kriegseignissen und auf das kollektive Gedächtnis des Ersten Weltkriegs. Wie wurde dieser Krieg von den Zeitgenossen wahrgenommen, wie änderte sich deren Wahrnehmung im Laufe des Konflikts und wie wurde sie medial zu steuern versucht? Noch heute, 100 Jahre später, sind die Folgen des Krieges mit seinen 17 Millionen Toten und zahlreichen Grenzverschiebungen in ganz Europa sichtbar.

**Adrian Notz**, Direktor des Cabaret Voltaire, erörtert das komplexe Verhältnis der Dadaisten, allen voran Hugo Ball, zum Ersten Weltkrieg, indem er aufzeigt, wie dessen Pazifismus nicht von vornherein gegeben ist, sondern sukzessive mit dem Grauen des Krieges wächst, um sich schließlich als Protest „nicht gegen den Krieg, sondern gegen die Zeit“ zu manifestieren – so auch in der Antwort des Dadaisten auf die Visionen des Futuristen Marinetti zum „Krieg der Maschinen“. Das Ende des Weltkriegs förderte die antagonistischen Weltanschauungen des Nationalismus und Internationalismus zutage. Einerseits wurde nach dem Krieg der Völkerbund gegründet. Andererseits erhielten gerade die totalitären Gesinnungen in der Zwischenkriegszeit rasch Zulauf und unternahmen mit beachtlichem Erfolg eine mediale Steuerung der Wahrnehmung des Kriegsgeschehens in der Bevölkerung, allen voran unter den traumatisierten und enttäuschten Heimkehrern.

Im Zuge einer Reflexion über den Völkerbund unternimmt Südtirol-Experte **Georg Grote** daher eine in die Zukunft gerichtete kritische Bestandsaufnahme der Südtirolautonomie als mögliches Modell für globalen Minderheitenschutz. Filmhistoriker **Paolo Caneppele** untersucht dagegen den aufflammenden Nationalismus und dessen politisch-ästhetische Manipulationsbestrebungen nach dem ersten Weltkrieg. Er dechiffriert anhand eines Propagandafilms der 1920er Jahre die Entstehung des Kultes vom Unbekannten Soldaten. Daran anknüpfend beschreibt **Hermann Barbieri** seine persönlichen Kindheitserinnerungen an den Soldatenfriedhof in St. Jakob.

Ins Jetzt katapultiert uns **Hannes Egger** auf seiner Reise zum „Winter Festival“ in Sarajewo. Der Südtiroler Künstler begibt sich auf die Spuren des Ersten Weltkriegs in Bosnien, gerät dabei in die Antiregierungsproteste vom Februar 2014 und notiert die Ereignisse in einem Tagebuch.

Haimo Perkmann

keitsmedaille, das Verdienstkreuz I., II. und III. Klasse, all das habe ich heute Abend samt meiner Kriegsbeordnung in den Zürichsee versenkt. Es ist meine Meinung, dass jeder an seinem Platz zu fechten hat. Man kann das Eiserne Kreuz auch auf dem Rücken tragen. Es muss nicht gerade die Brust sein.“ (a.a.O. Seite 54)

Die Erkenntnis ein paar Tage zuvor, dass er Zürich nicht verlassen kann, mag ihn zu dieser Aktion bewegt haben. „Wenn ich jetzt abermals flüchten wollte, wohin sollte ich gehen? Die Schweiz ist ein Vogelkäfig, umgeben von brüllenden Löwen.“ (a.a.O. Seite 51)

So lernte Ball in Zürich zwei neue soziale Kreise kennen. Zum einen nahm er an Versammlungen der Sozialisten und Anarchisten in Zürich teil, an denen politische Vorträge und Diskussionen stattfanden, und konnte dort seine Beschäftigung mit Bakunin weitertreiben. Zum anderen wurde er Teil des aufkommenden Cabaret-Nachtlebens in Zürich. Er lernte die Facetten des zwielichtigen Zürcher Niederdorfs kennen, indem er in Cabarets arbeitete und Klavier spielte. In seinem Tagebuch bemerkt man in dieser Zeit eine klare Tendenz zu diesem Abschaum der Gesellschaft. Es handelt von Drogen – der Philosophie der Rauschmittel –, Prostituierten, Zuhältern und Betrügern und anderen beinahe magischen und phantastischen Kreaturen. Er stellt sich vor, am Morgen als eine riesige Ratte aufzuwachen und im Bett eine Zigarette zu rauchen. Und er entscheidet sich deutlich für dieses Milieu und wendet sich von den Sozialisten und Anarchisten ab. „Ich weiß wie es hier unten aussieht, und finde die sozialistischen Theorien, soweit sie mit einem Enthusiasmus der Massen rechnen, reichlich romantisch und abgeschmackt.“ (a.a.O. Seite 57) Ball ist kein Anarchist. „Ich habe mich genau geprüft. Niemals würde ich das Chaos willkommen heißen, Bomben werfen, Brücken sprengen und die Begriffe abschaffen mögen. Ich bin kein Anarchist.“ (a.a.O. Seite 30) Angesichts dieser Aussage scheint es ganz und gar unmöglich, dass er später mit Lautgedichten auftreten würde, wo einer der Grundgedanken eben das Abschaffen der Begriffe ist. Ein Brief von Filippo Marinetti löste den befreienden Paradigmenwechsel aus. Marinetti schickte ihm sein „Parole in Libertà“. „[...] Es sind die reinen Buchstabenplakate; man kann so ein Gedicht aufrollen wie eine Landkarte. Die Syntax ist aus den Fugen gegangen. Die Lettern sind zersprengt und nur

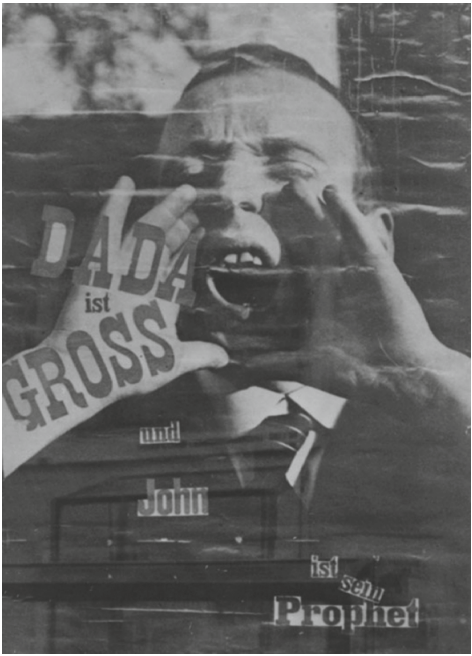


Foto: Martin Hanni

notdürftig wieder gesammelt. Er gibt keine Sprache mehr, verkünden die literarischen Sterndeuter und Oberhirten; sie muss erst wieder gefunden werden. Auflösung bis in den innersten Schöpfungsprozess.“ Aus dieser Auflösung folgert Ball: „Es gilt, unangreifbare Sätze zu schreiben. Sätze, die jeglicher Ironie standhalten. Je besser der Satz, desto höher der Rang.“ (a.a.O. Seite 39) Wie es scheint hat Ball hier ein Mittel gefunden, mit dem er mit der lähmenden Situation

während des Ersten Weltkrieges umgehen kann. In seinen ersten Notizen nach Kriegsausbruch im November 1914 deutet er den eigentlichen Grund für den Krieg an. Es ist ein metaphysisches Desaster, das sich ereignet hatte: „Kant – das ist der Erzfeind, auf den alles zurückgeht. Mit seiner Erkenntnistheorie hat er alle Gegenstände der sichtbaren Welt dem Verstande und der Beherrschung ausgeliefert. Er hat die preußische Staatsraison zur Vernunft erhoben und zum kategorischen Imperativ, dem sich alles zu unterwerfen hat. Sein oberste Maxime lautet: Raison muss a priori angenommen werden; daran ist nicht zu rütteln. Das ist die Kaserne in ihrer metaphysischen Potenz.“ (a.a.O. Seite 17)

Ein Jahr, nachdem er diese Gedanken zu Kant aufschrieb und nachdem er Bakunin studiert hatte, mit den Sozialisten und Anarchisten in Zürich verkehrte, in die dionysischen Tiefen des Zürcher Nachtlebens abgetaucht war und Marinettis Sendung erhalten hatte, im trüben



Foto: Martin Hanni

Herbst erkennt Ball, dass „der apokalyptische Umriss des Krieges gleich zu Beginn hervortrat. Dies irae, dies illa (der 4. August.)“ (a.a.O. Seite 64) und folgert daraus: „Kunst, Philosophie, Musik, Religion: alle höheren Bestrebungen sind intellektualisiert, vernünftig geworden. Der Krieg hat wenigstens dem Teufel zu einem befreienden Ausdruck verholfen, und der Teufel gehört nicht mehr zur rationalistischen, sondern zur mythologischen Sphäre. Deshalb stimmten sogar die Priester zu. Das indifferente Kohabitieren der Gegensätze von Gut und Böse hat aufgehört. Spinoza und Hegel sind überwunden. Niemand scheint es noch zu bemerken.“ (a.a.O. Seite 65) Ball begrüßt den Teufel, obschon dieser das Böse ist, weil mit ihm die mythologischen Sphären aufbrechen. Balls Protest ist nicht gegen den Krieg, sondern gegen die Zeit. Die Zeit als ein Resultat, als eine Klimax von den 400 Jahren, die seit der Renaissance vergangen waren, als das Subjekt entdeckt wurde. Der Erste Weltkrieg war lediglich ein sehr klarer Ausdruck, ein Aufbersten der mythologischen Dimensionen, die mit der Aufklärung verbannt worden waren. Ball muss wohl eine Nacht über diese Konklusion geschlafen haben, um am nächsten Tag herauszufinden, wie man der Zeit Widerstand leisten kann: „Sich so weit wie möglich aus der Zeit entfernen, um sie zu überblicken. Aber sich nicht zu weit aus dem Fenster beugen, um nicht hinauszufallen.“ (a.a.O. Seite 66) Ball spricht hier von einer Haltung, die es einzunehmen gilt. Die Haltung einer Instanz, die sich gegen die Spezialisten der Zeit stellt. Eine Haltung, die zwei Monate später zur Eröffnung des Cabaret Voltaire führt. „Unser Kabarett ist eine Geste. Jedes Wort, das hier gesprochen und gesungen wird, besagt wenigstens das eine, dass es dieser erniedrigenden Zeit nicht gelungen ist, uns Respekt abzunötigen. Was wäre auch respektabel und imponierend an ihr? Ihre Kanonen?

Unsere große Trommel übertönt sie. Ihr Idealismus? Er ist längst zum Gelächter geworden, in seiner populären und akademischen Ausgabe. Die grandiosen Schlachtfeste und kannibalischen Heldentaten? Unsere freiwillige Torheit, unsere Begeisterung für die Illusion wird sie zu Schanden machen.“ (a.a.O. Seite 91)

Zwei Monate später nimmt Ball diese Haltung auf und formuliert eine erste Definition von Dada: „Was wir Dada nennen, ist ein Narrenspiel aus dem Nichts, in das alle höheren Fragen verwickelt sind; eine Gladiatorengeste; ein Spiel mit den schäbigen Überbleibseln; eine Hinrichtung der posierten Moralität und Fülle. [...] Der Dadaist kämpft gegen die Agonie und den Todestaumel der Zeit. Abgeneigt jeder klugen Zurückhaltung, pflegt er die Neugier dessen, der eine belustigte Freude noch an der fraglichsten Form der Fronde empfindet. Er weiß, dass die Welt der Systeme in Trümmer ging, und dass die auf Barzahlung drängende Zeit einen Ramschverkauf der entgöt-

Eröffnung der ersten großen Dada-Ausstellung, 5. Juni 1920. Stehend (v. l. n. r.): Raoul Hausmann, Otto Burchhard, Johannes Baader, Wieland und Margarethe Herzfelde, John Heartfield. Sitzend: Hannah Höch, Otto Schmalhausen (aus dem Buch: Franz Held, Vordadaistische Texte aus Jenesien)

Monteurdada John Heartfield (aus der Ausstellung HE HE HE DA DA)





# „Mantra“ oder „It's all just a little bit of history repeating“

Sarajevo 2014 – Ein Tagebuch

Mittwoch, 05. Februar

Ankunft am Flughafen von Sarajevo. Einchecken im Hotel „Holiday Inn“.

Donnerstag, 06. Februar

Mein erster Weg führt mich den Fluss Miljacka entlang in die Altstadt. Ich komme an eine Lateinerbrücke, die bis 1993 nach Gavrilo Princip benannt war. Die Straße am orographisch linken Ufer der Miljacka ist am 28. Juni 1914 Erzherzog Franz Ferdinand mit seiner Gattin Sophie in Richtung des Rathauses gefahren. Dieses wurde Ende des 19. Jh. im neumaurischen Stil erbaut, eines der vielen Gebäude, die an die 37 Jahre Österreichisch-Ungarischer Herrschaft in Sarajevo erinnern. Etwas unterhalb der Lateinerbrücke wurde der Erzherzog mit einer Bombe begrüßt. Bevor diese explodierte, konnte sie von einem Leibwächter aus dem Auto entfernt werden. Die Fahrt führte weiter und die Schaulustigen applaudierten dem adeligen Paar. Der Bürgermeister von Sarajevo begrüßte Franz Ferdinand und Sofie herzlich im Rathaus und war von der Unerschrockenheit des Erzherzogs beeindruckt. Dieser wollte seine geplante Fahrt durch die Stadt trotz

um untergebracht. Im Eingangsbereich links, kurz vor dem Kassenraum, liegt unauffällig am Boden eine Zementplatte mit zwei Fußabdrücken. Es handelt sich um das Denkmal, das lange Zeit an jener Stelle in den Boden eingesetzt war, von welcher aus Princip seine geschichtsträchtigen Schüsse abgab. Es liegt abseits, ohne Beschreibung. Ich frage nach dem Objekt, bekomme aber nicht wirklich eine Antwort. Unwichtig, heißt es.

Vor dem Verlassen des Museums frage ich an der Kasse nach dem Programm, das dieses Jahr zum Gedenken an das Attentat und den Ausbruch des Ersten Weltkrieges stattfindet. Ich solle beim Bürgermeister nachfragen, bekam ich zur Antwort. Im Museum wisse man von nichts. Der Umgang mit der Geschichte im benachbarten Serbien ist unkomplizierter: Am 28. Juni soll in Belgrad ein Denkmal für Gavrilo Princip eingeweiht werden.

Anschließend sitze ich gut eine Stunde an der Brücke. Nur junge amerikanische Studenten und österreichische Touristen interessierten sich für den Ort. Eine vielbenutzte Haltestelle steht dort, wo der Attentäter

Der italienische Botschafter in Sarajevo, Ruggiero Corrias, einer der treibenden Kräfte hinter dem Projekt, eröffnet die beeindruckende Schau, aufgebaut zwischen Tischlerplatten und teilweise in bedenklichem Zustand. Die Eröffnung besteht aus Ansprachen verschiedener Politiker, Minister, Bürgermeister usw. Ruggiero Corrias träumt dabei von einem Bilbao-Effekt – alle sprechen vom Frieden und von der Kultur. Dass es in der Belagerungszeit in Sarajevo Ausstellungen, Theater und Kultur gegeben habe, wurde nicht nur einmal heraufbeschworen. Im Publikum sitzt Jusuf Hadjifezovic, auch er ist mit einer Arbeit vertreten. Sein Blick ist ausdruckslos. Woran er denkt, kann ich nicht erraten.

Freitag, 07. Februar

Um 16 Uhr eröffnet das „Winter Festivals“. Es handelt sich um eine der größten Kulturinitiativen Bosnien-Herzegowinas, die 1984 im Rahmen der Olympischen Spiele gegründet wurde und besondere Bekanntheit in der Zeit der Belagerung Sarajevos erlangte. Beeindruckend ist das Plakat von 1993, das



Foto: Hannes Egger

des Attentatsversuchs fortsetzen. Der Wagen fuhr dieselbe Straße entlang, die er gekommen war. Aufgrund eines Missverständnisses blieb er an der oben besagten Brücke kurz stehen, bevor er nach rechts einbog, um in die Franz-Joseph-Straße zu gelangen. Diesen Augenblick nutzte Gavrilo Princip, um die tödlichen Schüsse auf den Erzherzog und seine Frau abzugeben. Der Attentäter und seine Komplizen wurden verhaftet. Gavrilo Princip war ein bosnischer Serbe, Mitglied der Mlada-Bosna-Bewegung, die von der Schwarzen Hand in Serbien unterstützt wurde. Angestrebtes Ziel war ein Jugoslawien ohne Österreichisch-Ungarischer Fremdherrschaft. 1917 wurde an der Brücke ein Denkmal errichtet, um des Attentats zu gedenken. Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs wurde das Denkmal abgerissen und die Brücke nach dem Attentäter benannt. Im Gebäude an der geschichtsträchtigen Ecke ist heute ein kleines Muse-

einst präzise zielte. Die Menschen stehen dort und warten auf rostige, überfüllte Autobusse. Mir fällt mir auf, dass auch das Gebäude, in dem das Museum untergebracht ist, im oberen Stockwerk noch Einschuss Spuren aus den 1990ern, aufweist. Der italienische Stararchitekt und Senator auf Lebenszeit Renzo Piano hat für Sarajevo ein Museum der zeitgenössischen Kunst geplant. Das Museum soll eine umfangreiche Sammlung von Kunstwerken beherbergen, die in der Zeit während und nach des Bosnienkrieges (1992-1996) internationale KünstlerInnen und Künstler der Stadt vermacht haben (z.B. Franz West, Marina Abramovic, Joseph Beuys, ...). Gebaut wurde das Museum nie. Nun fand sich für das touristisch gewichtige Jahr 2014 eine Zwischenlösung. In den notdürftig eingerichteten Räumlichkeiten der „Ars Aevi“ in der „Skanderia“, dem ehemaligen olympischen Gelände, findet um 11 Uhr eine Sammlungspräsentation statt.

den Violinisten Vedran Smajlović zeigt, der in der zerbombten Nationalbibliothek, in der Millionen Bücher und Dokumente verbrannten, musiziert. Scheinbar war er einer der wenigen, der bereit war, Beerdigungen musikalisch zu begleiten. Gerade diese waren ein beliebtes Angriffsziel für die Scharfschützen während des Krieges. 2014 feiert das Festival sein 30-jähriges Bestehen. Das Gastland ist Südkorea. Dem entsprechend viele Koreaner befinden sich in der Stadt. Die Eröffnungszeremonie fällt mickrig aus. Nur der koreanische Künstler Yong Gu Shin zeigt eine Performance. Er läuft in einem langen weißen Kleid mit einer weißen Kopfbedeckung – die an einen Hirschen erinnert – über den Platz vor dem Nationaltheater und die umliegenden Straßen. Vorher wirft er bunte Blütenblätter in die Luft. Die nachfolgenden Veranstaltungen, mehrere Performances, Konzerte und ein Ballett werden kurzerhand abgesagt oder

Demonstration in Sarajevo. Im Vordergrund ein Werbeplakat zum neuen Buch von Semir Halilović

Thema





Demonstration vor dem brennenden Präsidentenpalast und die Spuren der Ausschreitungen am folgenden Tag.

verschoben. Grund dafür sind die Ausschreitungen, die einige Häuserblöcke weiter – gegenüber der Skanderia für Aufregung sorgen. Sowie die Eröffnungszzeremonie des Winterfestivals abgeschlossen ist, verschwinden die anwesenden Politiker, Funktionäre und Botschafter schnurstracks und mit ihnen die meisten Koreaner. (sie verschanzen sich im Holiday Inn). Die Protestierenden sind zu je-

6. Stock: Die Stadt ist von Hügeln umgeben. Die Aussicht scheint mir bekannt. Etwas später weiß ich auch weshalb. Die meisten Journalisten, welche die belagerte Stadt besuchten, waren in diesem Gebäude untergebracht. Viele der Film- und Videoaufnahmen, die um die Welt gingen, zeigten den Blick aus dem Gebäude, gegen die Hügel, von welchen mit Panzern und Haubitzen auf



Fotos: Hannes Egger

ner Zeit bereits in den Präsidentenpalast eingedrungen und legten dort Feuer. Einige Minuten später bin ich vor Ort, unterhalte mich mit Protestierenden und Polizisten und sehe die Feuer, die große Teile eines Archivs mit wichtigen Dokumenten zu den 90er Jahren vertilgen. Die Polizei lässt es mehr oder weniger geschehen. Es gibt kleinere Handgreiflichkeiten. Die Protestierenden, junge Leute zwischen 16 und 25 Jahre, sagen, dass sie die Schnauze voll haben von Politikern, die das zehnfache des Durchschnittseinkommens verdienen, während Menschen hungern. Politiker seien maßlos korrupt, zudem würden aufgrund des komplizierten Staatsaufbaus in diesem Land kaum zukunftsfähige Entscheidungen getroffen. Die Arbeitslosenrate beträgt knapp 40 Prozent und betrifft vor allem die jungen Leute. Wer Arbeit hat, wird oft monatelang nicht bezahlt. Die Polizisten erklärten mir, dass sie nicht gewaltsam gegen die Demonstranten vorgehen wollen, da sich unter diesen auch ihre Kinder und Enkel befinden. Allerdings sei es ihr Job und sie seien froh, einen Job zu haben, auch um die arbeitslosen Mitglieder der Familie zu ernähren.

An den Straßenecken sehe ich traurige, zum Teil auch etwas verschreckte Gesichter. Die Künstlerin Gordana Andjelic-Galic, 1949 in Mostar geboren, erklärt mir später, beinahe zornig, dass Bosnien-Herzegowina das Erbe Jugoslawiens angetreten hat und dessen Probleme nun verwaltet. Sie erschrickt, dass der Präsidentenpalast brennt, diesen hat die bosnische Armee 1992 bis 1996 immer geschafft zu verteidigen. Damals ging es um ethnische Fragen, heute ist es ein Aufbegehren gegen die politische Kaste, und es scheint Solidarität zwischen dem serbischen und im kroatisch-bosnischen Teil des Landes zu geben. Die Bilder erinnern an 1992. Damals hat es auch mit Kundgebungen begonnen. Am 05. April 1992 fand eine große Demonstration vor dem Regierungsgebäude statt. 20.000 Menschen waren auf der Straße und standen für den Frieden ein. Plötzlich waren Schüsse zu hören. Ein Scharfschütze feuerte vom Dach des Holiday Inn, das Hauptquartier der Serbischen Demokratischen Partei, in die Menge. Zwei Frauen, die Muslimin Suada Dilberovic´ und die Kroatin Olga Suc´ic´ starben. Es waren die ersten Toten der Belagerung Serbiens, nach ihnen ist heute eine Brücke unweit des Regierungsgebäudes benannt.

Einige Stunden später sitze ich im besagten Hotel. Alle Teilnehmer des Winter Festivals sind auf die 10 Stockwerke des Gebäudes verteilt. Ich betrachte die Aussicht aus dem

die Stadt geschossen wurde. Zusätzlich waren um die Stadt ca. 80 Scharfschützenstandorte verteilt. Von dort wurde direkt auf Personen und Autos geschossen. Gute Scharfschützen treffen auf 3 bzw. 8 Kilometer, je nach Bewaffnung. Zu ihrem Ehrenkodex gehörte es, nicht auf den Kopf, sondern auf den Rumpf der Zielpersonen zu schießen, da ein Kopfschuss zu viel Blut am Ort des Geschehens hinterlässt. Der Schuss in den Rücken war bei den serbischen Scharfschützen besonders beliebt. Besonders gefährlich war die Überquerung des Platzes vor dem Präsidentenpalast, die Gegend um den Flughafen und die Zufahrtsstraße von den Vororten in die Altstadt, der sogenannten “Sniper-Alley”, die am historischen Museum, dem Nationalmuseum, dem Sitz der Uno, der US-Amerikanischen Botschaft, dem Regierungsgebäude und dem Holiday Inn vorbei führt. Die Stadt war rund vier Jahr lang ohne Gas, Strom und fließendes Wasser. Die Bomben waren immer ein Problem. Wie mit der Bedrohung durch Scharfschützen umzugehen sei, wurde irgendwann kollektives Wissensgut. Schutzwälle, Tunnels und Unterstände aus alten LKW’s, Bussen, Trams, Betonplatten, Sandsäcken usw. wurden nachts errichtet. Problematisch war vor allem die Versorgung mit Nahrungsmittel und die Beerdigung der Toten. Die Friedhöfe, die sich in der Innenstadt und sich auf den umliegenden Hügeln befinden, sind eine stete und augenscheinliche Erinnerung an die Toten von Sarajevo.

#### Samstag, 8. Februar

Frühstück im Hotel Holiday Inn. Anschließend gehe ich in das Collegium Artisticum, eine historische Galerie in der Skandaria. Die 80er Jahre waren für die Stadt die besten Jahre, es schien alles möglich zu sein, der “dritte” Weg, den Jugoslawien eingeschlagen hat, brachte seine Früchte. Wenige Jahre später zerbrach dieser Staat, und die Bewohner von Sarajevo entscheiden sich, ihre Stadt – teils mit selbstgebastelten Waffen – zu verteidigen. Heute, 30 Jahre nach den Olympischen Spielen sind sie zornig. Sie haben unter großer Opferbereitschaft ihre geliebte Stadt verteidigt, sie haben gekämpft für eine bessere Zukunft, die jetzt ihre hässliche Fratze zeigt. Die Stimmung an diesem Morgen ist abwartend. Unklar, was passieren wird. Die Trams fahren, das bedeutet, dass die Stadt nicht blockiert ist. Um 11 Uhr, mit einer Stunde Verspätung, werden zwei Ausstellungen des Sarajevo Winter Festivals eröffnet: “Twist to Exist” und

“Corea Contemporary Art”. Die Performances, die am Tag vorher geplant waren, finden nun in kleinerem Rahmen statt. Pang Hyo Sung befördert Wasser vom Boden mit dem Mund in ein Glas, um die Bedeutung des Wassers hervorzuheben. Ob er dabei die prekäre Wasserversorgung während der Belagerung im Hinterkopf hatte, weiß ich nicht. Spannend auch Aktion von Jessy Rahman,

der seine Performer in Fußball-Nationaltrikots Twist tanzen lässt. Der Regisseur Lim Dong Chang führt mehrere neue Stücke auf, beim letzten tanzt das komplette Collegium Artisticum mit.

Unweit davon versammeln sich erneut einige hundert Personen, um zu demonstrieren. Friedlich.

#### Sonntag, 9. Februar

Die Proteste gehen weiter. Ich spreche mit einem 32 Jahre jährigen Restaurator. Er hat Kunst studiert und ist Mitglied im Collegium Artisticum. An den Krieg kann er sich gut erinnern. Er erzählt mir wie das alltägliche Leben möglich war, wie die Kinder Wasser holten, wie es möglich trotz der Scharfschützen die Stadt zu durchqueren, er sagt, dass er vier Jahre täglich mindestens zwei Stunden zu Fuß ging. Seine Füße können ihn überallhin tragen. Zur Zeit schafft er am Alten Rathaus, das im Krieg vollkommen ausbrannte und als Symbol der habsburgischen Herrschaft gilt. Was er von den Protesten hält?, frage ich. Natürlich ist Gewalt nicht zu unterstützen, besonders nicht in einem Land wie Bosnien-Herzegowina. Dennoch glaubt er, braucht es starke Bilder, die von den internationalen Medien übertragen werden und es müssen viele Menschen auf den Straßen, damit die Politik nicht argumentieren kann, dass es sich um vereinzelte Protestierende aus Langeweile handelt. Er glaubt daran, dass sich etwas ändern wird. Andere anwesende Personen sind skeptisch. Mir wird erklärt, dass die Bosnier ein Minderwertigkeitsproblem haben und deshalb sehr sensibel auf Allerlei sind. Auch deshalb ist die Situation schwierig ...

#### Montag, 10. Februar

Am Abend sehe ich bei Difference Screen, einer Filmreihe von Brus Allan und Ben Eastop, einen Kurzfilm, in dem als Standbild die Brücke zu sehen ist, an der 1914 das Attentat begangen wurde. Der Fluss unter der Brücke färbt sich in wenigen Minuten blutrot und wird dann wieder klar. Ein Bild der Geschichte? „It’s all just a little bit of history repeating“ nennt der Serbische Künstler Shoba Seric seine Arbeit.

#### Dienstag, 11. Februar

Die Proteste rund um den Präsidentenpalast gehen weiter. Es sind mehr Menschen auf den Plätzen als in den letzten Tagen. Sie blockieren drei Kreuzungen und legen damit



den Verkehr der Innenstadt lahm. Abends sitze ich wieder im Kinosaal bei Difference Screen, dem zweiten Teil des Film-Screenings. Zu Beginn gibt es technische Probleme. Der allerletzte Film ist von Gordana Andjelic-Galic. Er zeigt eine Performance von ihr aus dem Jahr 2008. Zu sehen ist sie selbst, wie sie stolz über eine Straße durch Felder schreitet. Plötzlich wird ihre eine Fahne an einer Bambusstange zugeworfen. Sie fängt sie und trägt sie über die Schulter

Georg Grote

1.

Südtirol ist ein Erfolgsmodell des Minderheitenschutzes und der friedlichen Konfliktlösung im modernen Europa.<sup>1)</sup> Diese positive Wertung zieht sich durch alle maßgeblichen Forschungsberichte und Analysen, die sich mit der historisch bewältigten und kreativ verarbeiteten Vergangenheit und der wirtschaftlich erfolgreichen Gegenwart des "modernen Landes mitten in Europa"<sup>2)</sup> auseinandersetzen. Das "Problem Südtirol" gilt als gelöst und dient internen und externen Instanzen und Gutachtern (neben den vor Finnland liegenden Åland Inseln) als zweites herausragendes Beispiel einer gelungenen Autonomie und des erfolgreichen Minderheitenschutzes in Europa. Aus aller Welt kommen Minderheitenvertreter nach Bozen, um das Modell zu studieren und davon zu lernen,<sup>3)</sup> und bei einigen öffentlichen Reden und Kommentaren des Dalai Lama zur Lage Tibets schimmern verbale Formulierungen und Verhandlungspositionen eines Silvius Magnago der 1960er Jahre durch. Der internationale Lehr- und Lerneffekt der Südtirol Autonomie ist enorm. Allerdings zeigen gerade die jüngsten Ereignisse in der Ukraine, dass das Modell Südtirol nur erfolgreich angewandt kann, wenn international vereinbarte und bilateral akzeptierte Rahmenrichtlinien existieren, an die sich dann auch alle an regionalen Konfliktlösungen beteiligte Parteien halten. Die Europäische Union, und vormals die Europäische Gemeinschaft, hat diese Richtlinien bereits in den 50er Jahren aufgestellt: danach sind die nationalen Grenzen aller Mitgliedsstaaten gegenseitig garantiert und somit unveränderbar, gleichzeitig werden diese in gemeinsamer Kooperation durchlässiger und verlieren somit für die Bürger und Körperschaften beiderseits der nationalen Grenzen innerhalb der EU ihre hemmende Wirkung. In einem solchen Kontext, der den nationalistischen Diskurs des 19. und frühen 20. Jahrhunderts in Europa überwinden hilft,<sup>4)</sup> ist eine Autonomie à la Südtirol zweifelsohne ein Vorzeigemodell. Gleichzeitig, und bei aller Modellhaftigkeit, ist das Südtirolmodell aber nicht 1:1 auf alle globalen Konfliktherde übertragbar.

2.

Eine Autonomie 'Südtirol Style' ist aber nicht nur ein Vorzeigemodell für zwischenstaatlichen Frieden in Europe, sondern es bezieht seinen Erfolgsstatus auch daraus, dass es für die betroffene Minderheit viele greifbare Elemente bereithält, die in der nationalstaatlichen Periode nur durch Eigenstaatlichkeit realisierbar waren: Das Erreichen der Eigenstaatlichkeit war im 19. und frühen 20. Jahrhundert für viele Völker und Nationen die einzige Möglichkeit, ihre Selbstbestimmung zu realisieren, d.h. das Recht, ihr eigenes Schicksal selbst zu bestimmen. Der amerikanische Präsident Woodrow Wilson

gelegt. Es ist die Flagge Ex-Jugoslawiens. Kurze Zeit später wird ihr die nächste Fahne zugeworfen. Auch diese nimmt sie und geht stolz weiter. Es folgt Fahne um Fahne, es wird schwieriger für sie diese zu fangen und zu tragen. Insgesamt sind es schlussendlich 24 historische und ideologische Fahnen, die mit Bosnien in enger Beziehung stehen. Sie müht sich ab und versucht das Joch an Flaggen mit sich zu schleppen. Irgendwie bekommt sie es hin, eine allerdings verliert

sie ungewollt, jene der serbisch-bosnischen Armee.

Mittwoch, 12. Februar

Ich reise ab in Richtung Mostar und Dubrovnik, passiere die Grenze nach Kroatien, wo ich lange warten muss, da ich zusammen mit Künstlern aus Georgien unterwegs bin und die Grenzbeamten zum ersten Mal einen georgischen Pass sehen.

## Quo vadis Südtirol? Was kommt nach dem Erfolg?

erkannte am Ende des ersten Weltkriegs ganz zurecht, dass eine Befriedung Europas nur durch die Entschärfung der nationalen Frage zu erreichen war. Sein berühmtes 14-Punkte-Programm, das die Blaupause für diese Befriedung bilden sollte, befasst sich (neben der Gründung eines Völkerbundes) vor allem detailliert mit Vorschlägen zu einigen brennenden ethnischen Konflikten in Europa, namentlich mit Belgien (Punkt 7), Elsass-Lothringen (Punkt 8), Südtirol (9), den Balkanvölkern (Punkt 11) und Polen (Punkt 13). Wilsons großer analytischer Fehler war, diese



Foto: Georg Grote

In Südtirol wird der Erste Weltkrieg bisweilen emphatisch als Urkatastrophe bezeichnet. Auch in anderen Regionen Europas stellt der Große Krieg eine historische Zäsur dar. An sein unmittelbares Ende ist die Entstehung des „Völkerbundes“ geknüpft, der dafür sorgen sollte, globale militärische Konflikte in Zukunft zu vermeiden. Vor der UNO als Nachfolgeorganisation des Völkerbundes wurde in den 1960er Jahren auch die Südtirol-Autonomie und das Gruber-De Gasperi-Abkommen von 1946 neu verhandelt und schließlich 1972 als Autonomie mit einer weitreichenden Gesetzgebungsbefugnis international verankert. Doch wohin führt die Reise 2014, rund 100 Jahre nach Beginn des anfänglich bejubelten Kriegsausbruchs. Kann die Südtirol-Autonomie heute als Modell für andere Konfliktregionen dieser Welt dienen oder hat sie selbst ausgedient? Dieser Frage geht Dr. Georg Grote, Autor von „Kollektive Identität zwischen Region und Nation im 20. Jahrhundert“ nach.

Nationenprobleme noch mit den Mitteln des 19. Jahrhunderts lösen zu wollen, was den Widerstand einiger europäischer Nationalregierungen erregte und viele von Wilsons Ideen zur Makulatur verkommen ließ.<sup>5)</sup> Genau hier liegt die Leistung des Autonomiemodells, für das Europa aber erst nach einem weiteren Krieg bereit war: Es garantiert weitgehende Selbstbestimmung, verbunden mit dem Konzept der regionalen und lokalen Demokratie und bietet somit ein Konzept, das größtmögliche Partizipation unterschiedlicher ethno-linguistischer Gruppen zulässt, Unter-

drückung und Misrepresentation vermeidet und gleichzeitig die Staaten unversehrt erhält. Das Autonomiemodell gibt nach 1945 erfolgreich Antworten auf die Fragen, die vor 1918 mit Separatismus und neuen Staatsgründungen beantwortet wurden.

Autonomien beziehen ihre große Attraktivität für Zentralregierungen nicht nur aus der Tatsache, dass Unabhängigkeitsbestrebungen damit ihren separatistischen Charakter verlieren, sondern auch daraus, dass damit eine Region im Staatsgebiet befriedet werden konnte und diese dann fest ins Staatsgebiet eingebunden blieb. Dies verschaffte sicherlich den Durchbruch für das Paket in Südtirol (es ist unwahrscheinlich, dass ohne dieses Attribut Rom jemals einer Autonomie zugestimmt hätte); es ist aber auch als zentrales Argument gegenüber jenen Ländern zu verkaufen, die sich über die Modellhaftigkeit der Südtirolautonomie informieren. Die Faszination des 'Modells Autonomie' bezieht seinen internationalen Reiz also daraus, dass größtmögliche geographische bzw. kulturelle Selbstbestimmung möglich ist, ohne jedoch die Integrität des Gesamtstaates zu gefährden.<sup>6)</sup>

Doch auch Autonomien sind Weiterentwicklungen unterworfen, und, verbunden mit der von der EU unterstützten Regionalisierung Europas durch den Madrider Vertrag von 1980 und der Einsetzung des EVTZ<sup>7)</sup> werden politisch hochdynamischen Regionen wie Tirol Werkzeuge an die Hand gegeben, um sich weiter politisch zu emanzipieren und die Autonomieinterpretation in bisher ungeahnte Dimensionen voranzutreiben. Die Ziele der Euroregion Tirol sind ein gutes Beispiel dafür, wie schwammig die Grenzen zwischen erfolgreicher Regionalautonomie und regionalstaatlicher Emanzipation in Europa bereits geworden sind.<sup>8)</sup>

In Zeiten wirtschaftlicher Probleme, (wie sie seit einiger Zeit in Italien spürbar sind, während Südtirol viel erfolgreicher erscheint), ist in selbstbewussten Regionen der Ruf nach noch größerer Distanz zum schwachen Zentralstaat besonders laut. Besonders der Norden Italiens, das Veneto,<sup>9)</sup> die Lombardei, das Trentino und gelegentlich auch Stimmen in Südtirol loten gegenwärtig öffentlichkeitswirksam die Grenzen der Regionalisierung Europas aus. In Südtirol flackern immer wieder Diskussionen auf, in denen nicht nur über die weitere Ausgestaltung der dynamischen Autonomie diskutiert wird, sondern in denen die Autonomie als Ganzes in Frage gestellt wird und Optionen erörtert werden, das bisherige Modell aufzugeben und eine Unabhängigkeit von Italien anzustreben. Begriffe wie 'Vollautonomie' (als moderate Variante), aber auch Abspaltungen von Italien (analog zum Baskenland, zu Schottland oder zum Veneto) werden von verschiedenen Gruppen und Parteien laut angedacht.

Bei einem Besuch kürzlich in Glasgow war ich erstaunt, wiederholt auf handtellergröße Auf-

Thema



Ist Südtirol mit seiner  
Sprachenvielfalt auf dem  
Weg zu einer regionalen  
Identität?

kleber im öffentlichen Raum zu stoßen, auf denen “Südtirol wird frei”<sup>10)</sup> zu lesen war – sicherlich kein Zufall: “Honni soit qui mal y pense!” Die Vernetzung der europäischen Regionen miteinander hat das Potential, die politische Landkarte des Kontinentes auf Dauer nachhaltig zu verändern.

### 3.

Die Südtirol Autonomie ist modellhaft, aber nicht perfekt: Das Modell weist einige Beschränkungen auf – viel ist über eine ‘Südtiroler Apartheid’ gesprochen worden, in der die Bevölkerungsgruppen voneinander getrennt werden und ein Miteinander von Amts wegen unterbunden wird. In diesem Kontext wird immer wieder das Modell der (in Südtirol nicht existierenden) gemischtsprachigen Schule genannt, deren Einführung sicherlich einer modernen Gesellschaft im 21. Jahrhundert angemessen wäre. Deren Nichtexistenz aber ist Teil der Modellautonomie Südtirols, nämlich der kulturellen Autonomie aller drei Bevölkerungsgruppen, die deren Schutz durch ungehinderte Entwicklung voneinander festschreibt. Von Apartheid zu sprechen, ist sicherlich nicht zutreffend, denn in Südtirol gibt es keine Gesetze, die jemanden aufgrund seiner ethnischen Zugehörigkeit zwanghaft vom öffentlichen und politischen Leben fernhält.



Foto: Hannes Egger

Natürlich gibt es Probleme der politischen Partizipation, vor allem der italienischen Bevölkerungsgruppe, diese sind aber anders verortet<sup>11)</sup> und nicht dem Autonomiemodell anzulasten. Problematischer in Südtirol ist allerdings, dass der ‘soziale Vertrag’ zwischen den Bevölkerungsgruppen, der in anderen Teilen Europas ungeschrieben existiert, in Südtirol durch das Autonomiestatut ersetzt wird. Dieses Statut bildet gleichsam eine Art ‘institutionalisiertes Vertrauen’ zwischen den Bevölkerungsgruppen. In Zeiten des Misstrauens zwischen deutschsprachiger Minderheit und italienischer Zentralregierung in den 1960er und 70er Jahren war dieser Katalog sicherlich das geeignete Mittel um eine friedliche Lösung des Südtirolproblems zu erreichen, heute erscheint es als sehr undynamisch und

trägt zur Fossilisierung der Südtiroler Gesellschaftsstrukturen bei. Politisch allerdings ist das Südtiroler Modell stabil und fest in der Bevölkerung verankert, was sich kürzlich wieder im Rentenskandal bewies, der sicherlich eine der größten innenpolitischen Krisen des Landes darstellte. Zum Vergleich: Als 2010 das staatsbankrotte Irland unter den IWF/EZB Rettungsschirm schlüpfen musste, hörte man vereinzelt Stimmen, die vom ‘gescheiterten Modell Nationalstaat Irland’<sup>12)</sup> sprachen – “Wären wir doch besser im Vereinigten Königreich geblieben!” – solche Stimmen waren im Kontext des Rentenskandals nicht zu hören. Trotz des Versagens der gesamten politischen Klasse in Südtirol, die der Landeshauptmann im März im Parlament öffentlich bekundete, und über alle ethnisch/linguistischen und Parteigrenzen hinweg wird die Autonomie nicht in Frage gestellt, sondern von den Bürgern als institutioneller Rahmen begriffen, den es nun mit verbesserter ‘Performance’ auszufüllen gilt. Der neue Landeshauptmann, der sich zum Sprecher des Bürgermutes machte, kann daher nicht nur den öffentlichen Rückenwind für seine Politik nutzen, sondern auch aktiv die Verkrustungen angehen, die immer in politischen Räumen anfallen, wenn eine Partei (zu) lange eine machtvolle Stellung innehat.

Fazit: Das Modell Südtirol hat diese schwere Krise unbeschadet überstanden. Das erfolgreiche Autonomiemodell hat mittler-

weile eine Mehrparteiigkeit unter den deutschsprachigen Parteien Südtirols hervorgebracht, die demokratischen Dialog widerspiegelt. Diese ‘Demokratisierung’ der Parteienlandschaft ging hauptsächlich zu Lasten der SVP, die jahrzehntelang den Alleinvertretungsanspruch der deutschsprachigen Bevölkerung gegenüber Rom und Trient innehatte. Während eine zunehmende Demokratisierung von Parteienlandschaften generell positiv zu bewerten ist, ist die Situation in Minderheitenkontexten wie in Südtirol differenzierter zu sehen. Hier beinhaltet sie gleichzeitig auch eine Gefahr für den Erfolg des Minderheitenschutzmodells – je mehr Stimmen die Minderheit vertreten, desto grösser die Kakophonie und desto mehrstimmiger die Vertretung der Minderheit gegenüber Rom, da alle politischen Parteien ja auch miteinander in Konkurrenz

stehen. Hier bleibt zu hoffen, dass die institutionelle Verankerung der Autonomie und ihr Rückhalt in der Bevölkerung die Schwächung der Vertretung der deutschsprachigen Minderheit wettmacht, bzw. dass alle im Provinzparlament vertretenen Parteien zukünftig gemeinsam für ihr Südtirol in Rom und Brüssel streiten, wie dies auch in anderen starken Regionen Europas der Fall ist.

Ein wesentlicher Aspekt anderer europäischer Regionen ist aber auch die Ausbildung einer regionalen kollektiven Identität, und hier hinkt Südtirol aufgrund seiner Geschichte noch recht weit hinterher. Aus dem Gegeneinander verschiedener Sprachgruppen zu Anfang des 20. Jahrhunderts ist mittlerweile ein Nebeneinander geworden, was angesichts der komplexen Geschichte Südtirols im 20. Jahrhundert bereits einen bemerkenswerten Erfolg darstellt. Eine regionale Identität aber würde voraussetzen, dass sie Elemente aller Bevölkerungsgruppen beinhaltet. Auf Südtirol bezogen würde dies eine Neuverhandlung des ‘Minderheitenstatus’ der deutschsprachigen Südtiroler bedeuten, ein Verständnis, dass interethnisch/linguistischer Austausch und Kooperation nicht sofort Ängste vor ‘Verwässerung’ und ‘Vermischung’ weckt, die zur ‘Auslöschung’ einer kollektiven Minderheit führt. Die Existenz faschistischer Relikte im Land sowie die Aufarbeitung der verschiedenen Interpretationen der Geschichte Südtirols gehörten ebenfalls dazu – allesamt wunde Punkte, die ein großes Maß an Kooperationsbereitschaft und einen behutsamen Umgang mit unzähligen sensiblen Aspekten von allen Seiten erfordern.

Solche Prozesse sind in historisch hochkomplexen Regionen schwierig zu realisieren, sie bewegen sich eher generationell und in Schüben, eng angelehnt an das kollektive Erinnern jeder Generation. Man führe sich nur den langwierigen ‘Truth and Reconciliation’ Prozess in Südafrika vor Augen bzw. die Bemühungen der irischen und britischen Politik, unterstützt von allen in Nordirland vertretenen politischen Parteien, die dennoch zum Jahreswechsel 2013/14 einen herben Dämpfer erhielten, weil man sich nicht verständigen konnte, wie man mit der Interpretation der Geschichte umgehen sollte. Auch in Deutschland tat man sich lange Zeit mit der doch eigentlich recht eindeutigen Bewertung der Naziherrschaft schwer. Es dauerte Jahrzehnte, bis man sich der NS-Vergangenheit stellte und noch viel länger, bis eine ehrliche Aufarbeitung der Geschichte möglich war, die über Scham und reines Schuldempfinden hinausging und somit ein historisch verwurzeltes Verantwortungsbewusstsein entstehen ließ, das auf gegenwärtige politische Entscheidungen einwirkt.

Verantwortungsbewusstsein wird auch in Südtirol weiterhin von allen an der Autonomie Beteiligten gefragt sein, denn das Modell Südtirol wird nur dann seinen ‘dynamischen Modellcharakter’ für andere Regionen- und Minderheitenkontexte bewahren können, wenn die Südtiroler Gesellschaften ihre Autonomie im Bewusstsein um das Erreichte miteinander ständig verantwortungsbewusst neu- und weiterverhandeln.

- 1) Siehe dazu: Gabriel N. Toggenburg/Günther Rautz, ABC des Minderheitenschutzes, Köln, Weimar, Wien 2010, S. 13-23; Marjan Pipp, Präsident des Österreichischen Volksgruppenzentrums: “Südtirol ist ein europaweites Positivbeispiel.” [www.stol.it](http://www.stol.it) 19.10.2010; Christoph Pan: ‘Die Südtirolautonomie und die zwei Säulen des Minderheitenschutzes’, in Werner Kreisel, Flavio V. Ruffini, Tobias Reeh, Karl-Heins Pörtge (Hg.), *Un paesaggio al banco di prova*, Lana 2010, S. 193; Ulrich Schneckener/Stefan Wolff (Hg.), *Managing and Settling Ethnic Conflicts*, New York 2004, S. 57-76; Thomas Benedikter, *The World’s Working Regional Autonomies*, London 2007, S. 87-108.
- 2) Luis Durnwalder, 16.7.2010 in einer Rede an der Freien Universität Bozen.
- 3) Zu nennen wären stellvertretend: Belgien, Nordschleswig, Süddänemark, Friesland, Palästina, der Dalai Lama aus Nordindien, Elsass-Lothringen, Ungarn und Rumänien.
- 4) Umso größer das Erstaunen und Unverständnis in EU-Europa, wenn sich ethno-politische Konflikte in Europa gewaltsam entladen, dazu gehört der Krieg im ehemaligen Jugoslawien ebenso wie die gegenwärtige nationalistische Eskalation in der Ukraine.
- 5) Siehe Christiane Wagemann, *Das Scheitern des großen Friedens*, Neuwied 1985.
- 6) Ich selbst stellte bei einer Informationsreise mit dem Südtiroler Volksgruppen-Institut durch Rumänien 2011 fest, dass das Argument der größeren Selbständigkeit vor allem bei der ungarischen Minderheit in Rumänien gut ankam, jenes der Integrität des Staatsgebietes aber das einzige war, mit dem man die Autonomie für die Ungarn den rumänischen Regierungsvertretern schmackhaft machen konnte.
- 7) Madrider Vertrag, eigentlich das “Europäische Rahmenabkommen über die grenzüberschreitende Zusammenarbeit zwischen Gebietskörperschaften”, und der EVTZ, eigentlich der “Europäische Verbund Territorialer Zusammenarbeit”. Mit diesen Initiativen will die EU, gemäß ihrem Subsidiaritätsprinzip, die grenzüberschreitende Zusammenarbeit fördern, damit gewisse Herausforderungen des Umweltschutzes (z.B. alpiner Transitverkehr), der Wirtschaft (z.B. Tourismus), aber auch andere interregionale Aspekte vor Ort gelöst werden können.
- 8) Siehe <http://www.europaregion.info>
- 9) Siehe Dolomiten, 16.11.2012: “Unabhängigkeitsbestrebung im Veneto.”
- 10) Eine Aktion von [www.schuetzen.com](http://www.schuetzen.com)
- 11) Siehe hierzu die prägnanten Ausführungen von Lucio Giudicenandrea, Spaesati. Italiani in Südtirol., Bozen 2007.
- 12) Siehe The Irish Times, 18.10.2010 und The Irish Examiner, 19.10.2010.





Foto: Mit freundlicher Genehmigung der Cineteca del Friuli, Gemona

Paolo Caneppele

# GLORIA. Die Apotheose des Unbekannten Soldaten

**Jede Kriegsführung beruht auf Täuschung.  
Sun Tsu: Die Kunst des Krieges**

Zahlreiche Dokumentarfilme und Reportagen über den Ersten Weltkrieg entstanden in Wirklichkeit weit weg von den Kriegsschauplätzen und Schützengräben. Die Kameramänner drehten nicht an der Front, sondern in sicheren Zonen abseits der Kriegsgräuel, und die Kampfscenen waren nicht selten inszeniert. Die privilegierten Filmemacher, die offiziell damit beauftragt wurden, Berichte über den Krieg zu drehen, hatten wenig Lust, an der Front für ein paar Bilder ihr Leben zu lassen. So sind viele der damals entstandenen Filmaufnahmen zwar nicht gänzlich aus der Luft gegriffen, aber auch nicht wahrheitsgetreu. Es ist allgemein bekannt, dass ein jeder Krieg stets von Lügen begleitet wird, seitens der offiziellen Berichterstattung als auch der Zivilbevölkerung. Durch geschicktes Lügen entwichte etwa so mancher Gejagte dem nationalsozialistischen Regime, wie uns Louis Begley in seinem Roman *War-time Lies* berichtet: „Ich log und heuchelte jeden Tag“. Auf diese Weise überlebte der blonde und blauäugige jüdische Junge Maciek<sup>1)</sup> in Polen die Zeit der Verfolgung. Eine Lüge, die beinahe allen Kriegsaufnahmen gemein ist, ist die Negation des Todes. Die Leichen sind fast immer verdeckt, versteckt oder gar nicht erst gefilmt worden. Offensichtlich ist der Tod als direkte, beabsichtigte und bereitwillig in Kauf genommene Auswirkung des Krieges nicht photogen. Die Bilder der an der Front getöteten Soldaten – der eigenen, aber auch jener des Feindes – haben stets eine demoralisierende Wirkung auf die Zuseher. Dies aber gilt es zu vermeiden, denn die „gute Laune ist kriegsentscheidend“<sup>2)</sup>, wie Reichspropagandaleiter Goebbels einst feststellte. So war etwa die Dokumentarszene „Begraben der zurückgelassenen russischen Gefallenen“<sup>3)</sup> im Jahr 1915 von der Zensur in Wien verboten worden. Schon damals kursierte im deutschen Sprachraum das Sprichwort: Kommt der Krieg ins Land, dann gibt's Lügen wie Sand. Die Kriegslügen bestehen jedoch nicht nur in der medialen Verbreitung von Fehlinformationen und gelenkten Erzählungen; es handelt sich immer auch um das Erschaffen von Legenden, Aberglauben und Riten. Nicht ohne Grund widmete sich der große französische

Historiker Marc Bloch, der selbst im Ersten Weltkrieg kämpfte, diesem Thema und verfasste einen denkwürdigen Beitrag zur Geburt und zum Wesen der Fehlinformation im Krieg (*Réflexions d'un historien sur les fausses nouvelles de la guerre*). Er untersuchte die kollektive Natur dieser Kriegslegenden und Mythen, erforschte ihre Ursachen und entdeckte eine der Hauptursachen in der Gefühlslage, die aus der kollektiven Erschöpfung der Soldaten und der Zivilbevölkerung herrührte. Dabei legte er sein Augenmerk auf die Rolle der Zensur, die der Presse bei Bedarf einen Maulkorb verpasst, um sie passiv und gefügig zu machen. Allein die Möglichkeit des potentiellen Einschreitens seitens der Zensur trägt Bloch zufolge dazu bei, dass selbst wahrheitsgetreue Frontnachrichten, die vom Zensor gar nicht beanstandet werden, in den Augen der Menschen ihre Glaubwürdigkeit verlieren. Als Ort der Legendenbildung machte Bloch die Feldküchen nahe der Front, in unmittelbarer Nähe zu den Kampfhandlungen, aus. Die Frontküche war zugleich die Gerüchteküche. Hier, beim „Kanonengulasch“, wurden die falschen Nachrichten, abergläubischen Geschichten und Kriegsanekdoten erfunden. Die Toten, Verletzten und Verschollenen werden dagegen immer erst hinterher gezählt, nach Kriegsende, jedoch niemals während eines laufenden militärischen Konflikts.

## Der Kult vom Unbekannten Soldaten

Ein seltenes und wertvolles Zeitdokument zu diesem Thema ist der 1921 in Italien gedrehte Film *Gloria*. *Apoteosi del soldato ignoto*, ein Propagandafilm der *Federazione cinematografica italiana – Unione fototecnici cinematografici*, der den Kult um den Unbekannten Soldaten filmisch glorifiziert. Damit einhergehend vermittelt er aber auch eine Vorstellung davon, wie sehr die Verehrung der gefallenen, unbekannten Soldaten von höherer Instanz geplant und inszeniert war. Hier wird klar, dass das Gedenken der Toten nicht „vom Willen der Verstorbenen, sondern von den Ideologien und Trieben der Lebenden“<sup>4)</sup> abhängt. Der Film bestätigt diese These. Das neue Medium des bewegten Bildes bringt

ungeahnte Möglichkeiten mit sich, der Toten kunstvoll zu gedenken und ihre Namen und selbst ihre Namenlosigkeit in Stein gemeißelt zu verewigen. Die Aufnahmen halten unter anderem das Phänomen des „Written Death“ fest, also das Recht, seinen Namen zu verewigen und dessen Verwendung nach dem eigenen Tod sicherzustellen. Die um 1920 herum entstandene Idee, den Ritus des Unbekannten Soldaten zum Kult zu erheben, begann zunächst mit der Suche nach geeigneten toten Soldaten, die im Ersten Weltkrieg gefallen waren. Die Leichen der Soldaten, die in Frage kamen, mussten als Grundbedingung bereits bis zur Unkenntlichkeit entstellt sein, um anonym zu sein. Sie wurden entlang jener ehemaligen Frontlinien gesucht und gefunden, an denen sich Italiener und Österreicher gegenüber standen: in den Dolomiten, unterhalb der Sieben Gemeinden, am Monte Grappa, in Montello, Piave, Cadore und Gorizia, auf dem Rombon nahe dem Isorno, in San Michele und Castagnevizza sowie an den Karstquellen des Timavo. Unter den elf Leichenbahnen – eine aus jedem dieser elf Kriegsschauplätze – wurde ein Leichnam ausgewählt, der den Unbekannten Soldaten verkörpern sollte. Die Wahl wurde von der Triestiner Witwe Maria Bergamas in der Basilika von Aquileia getroffen. Sie hatte ihren Sohn im Krieg verloren und war von der zuständigen Gedenkkommission dazu auserkoren worden, stellvertretend für alle Mütter der 650.000 gefallenen italienischen Soldaten an der Zeremonie teilzunehmen. Mit einem Sonderzug aus Triest wurde die Bahre, die von Maria Bergamas unter den anderen ausgewählt worden war, am 29. Oktober 1921 zum Zug gebracht. Der Waggon, auf dem der Unbekannte Soldat transportiert wurde, war offen und nur von einem Baldachin bedeckt. Auf diese Weise war die Bahre für alle weithin sichtbar. Auf zwei ebenso offenen Bahnwagen – vor und nach dem Waggon mit dem Unbekannten Soldaten – wurden die Blumen und Kränze gesammelt, die während der Fahrt auf den Zug geworfen und eingesammelt wurden. Der Trauerzug wurde während der gesamten Fahrt von Menschenketten gesäumt, die sich beim Anblick des toten Soldaten vor diesem

Kadaver-Verehrung aus dem Film *GLORIA*: die Menschenmenge verneigt sich vor dem Unbekannten Soldaten.





Foto: Paolo Caneppele

Grabstein eines weder identifizierten noch unbekannten Soldaten in Redipuglia, erste Treppe

verbeugten und niederknieten. Autos begleiteten den Zug entlang der Parallelstraßen, Militärflugzeuge umkreisten den Gedenkzug in der Luft. Menschenmassen strömten zu den Bahnhöfen, um dem Unbekannten Soldaten auf dem offenen Waggon die letzte Ehre zu erweisen.

#### Zeremonie auf Zelluloid

Eine am Zug montierte Filmkamera nahm die Menschenmassen auf, die sich beim Vorüberfahren niederknieten. Frauen, Männer, aber auch viele Schulgruppen näherten sich an jedem Bahnhof dem Gedenkzug, der sein Tempo drosselte und im Schrittempo vorüberfuhr, damit die Blumen effektiv auf die beiden Waggons geworfen werden konnten. Auf Brücken und Feldern, überall standen Menschengruppen und sahen zu, wie der Zug vorüberfuhr. Von Aquileia ging es nach Udine und Pordenone, von dort nach Conegliano, Mestre und Padua, nach Montegrotto Terme bis Pontelagoscuro, weiter nach Ferrara und Bologna, Florenz, Arezzo und schließlich Orvieto. Am 2. November 1921 erreichte der Geleitzug

Rom, wo der Unbekannte Soldat am 4. November, dem dritten Jahrestag des Sieges, im Vittoriano beigesetzt wurde. In Anwesenheit von König Vittorio Emanuele III. wurde er im Inneren des gigantischen Monuments (das zu Ehren des Ersten Königs im neugegründeten Italien, Vittorio Emanuele II., errichtet worden war), nahe dem Altar des Vaterlandes offiziell bestattet.

Die Filmaufnahmen sind geprägt von einer durchkomponierten Inszenierung des Kollektivs, einer sinfonischen Zurschaustellung der Einheit des Volkes. Nur wenige Menschen rücken in den Vordergrund und sind als Per-

sonen dargestellt: etwa der Präsident der Gedenkkommission, ein Parlamentsabgeordneter, Maria Bergamas, der König mit Königin von Italien, ein Kriegsheld und noch ein paar weitere Figuren.

Streng genommen ist der Film nicht die Apotheose des Unbekannten Soldaten, sondern die Apotheose jener nationalistischen Religion, die im Zuge des Romantizismus in Europa Fuß fasst. Das Gedenken des Soldaten „ohne Namen und ohne Geschichte“ subsummiert den Tod von 650.000 Gefallenen in einem einzigen Individuum und rückt auf diese Weise auch die große Anzahl an Toten in den Hintergrund. Die den Kriegsfilmen innewohnende Simulation – die Negation des Todes – erreicht in diesem Film einen Höhepunkt. Bloch sagte einst über den Ersten Weltkrieg, er sei ein immenses sozialpsychologisches Experiment von unerhörtem Reichtum.<sup>5)</sup> Dies trifft auf Gloria. Apoteosi del soldato ignoto ohne Zweifel zu; mehr noch, GLORIA ist die filmische Bestätigung ebendieser Hypothese.

#### Wer keinen Namen hat...

Als ich den Film sah, stellte ich mir die Frage: “Ab wann gilt man als unbekannt?” Diese Frage ließ mich nicht mehr los, denn anfangs erschien mir die Antwort ganz einfach: “Unbekannt ist, wer keinen Namen hat”. Doch wie ich bei einem Besuch der militärischen Gedenkstätte Redipuglia feststellen musste, hatte ich mich geirrt. Hier, im größten Soldatenfriedhof Italiens, liegen die Gebeine von 100.187 Soldaten, die während des Ersten Weltkriegs gefallen waren. Plötzlich fiel mir auf, wie naiv ich gewesen war, zu glauben, die Unbekanntheit hinge mit der Namenlosig-

1) Louis Begley, Lügen in Zeiten des Krieges, Suhrkamp 1996, S. 132.  
2) Der Spiegel, Nr. 14, 1987, S. 243.  
3) in: Österreichischer Komet, 26. Juni 1915, Nr. 267, S. 10  
4) Armando Petrucci, Prima lezione di paleografia, Laterza Rom Bari 2002, S. 46.  
5) Marc Bloch, La guerra e le false notizie. Ricordi (1914-1915) e riflessioni di uno storico sulle false notizie della guerra (1921), Donzelli 2002, S. 89–115  
6) Armando Petrucci, Le scritture ultime. Ideologia della morte e strategie dello scrivere nella tradizione occidentale, Turin Einaudi 1995, S. 138.

## Erinnerungen zum Soldatenfriedhof St. Jakob

Als ich zur Welt kam, war der Krieg eben mal 5 Jahre vorbei. Sind das schon 5 Jahre? Sind das grade erst 5 Jahre? In meiner Kindheit gab es noch allerhand Spuren davon, eine war der Soldatenfriedhof.

Wir betraten ihn mit Mutter vom Ortsfriedhof her, traten durch ein kleines Eisentor im Zaun, der beide Friedhöfe voneinander trennt. Beides gibt es noch heute, Zaun und Tor. Unvermittelt standen wir in einer anderen Welt, plötzlich war die Atmosphäre eine andere. Im Soldatenfriedhof hinter dem kleinen Tor war alles ernster – und auf eigentümliche Art still in dem kleinen, eigentlich lauten Fleck zwischen Autos, Zügen und Flugplatz. Es gab auch nicht individuell gestaltete und geschmückte Gräber, außer im Veteranenteil. Es gab "Gräberfelder", ja, die hießen tatsächlich Felder, wie die der Bauern. Ich erinnere mich noch an den leichten Schauer auf dem Gang durch diese geordneten Reihen gleicher schlichter Holzkreuze, jedes mit demselben Dächlein aus Blech, jedes mit einem weißen Täfelchen. Sie standen da, als wären sie nach dem Plan eines Gärtners gesät worden und aufgegangen. So viele Namen! Dann war da noch die Säule mit dem grimmigen Hl. Georg, der den gefährlichen Drachen niederstach.

In der kleinen Kirche faszinierte mich der Hl. Sebastian. Halbnackt an eine Säule gebunden wand er sich unter den Pfeilspitzen, die ihn durchbohrten. Dann diese feierlichen Aufschriften, die ich nicht verstand, die Arkaden, das von Albert Stolz gestaltete Denkmal,

wieder Schriftbänder, der Veteranenteil mit den schmiedeeisernen Kreuzen, wieder ein deutlich markierter Durchgang und dann – als wär's ein Friedhof aus einem anderen Anlass – die flachen Grabsteine italienischer Soldaten, alle im gleichen Marmor, alle ausgerichtet auf ein furchteinflößendes Monument. Wieder nach Plan geordnet. Nur nicht von einem Gärtner, eher wie an einem Riesenfließband gestanzt.

Feinde auch hier noch? Inzwischen versucht wenigstens eine kleine “Lampe der Brüderlichkeit” die Kluft zu überbrücken. Überbrücken: als gehörten sie nicht eigentlich von selbst dazu zum großen alten grauen Volk der Schlachten zwischen Nordkap und Nordafrika. Als müssten sie erst dazu geholt werden. Mutter sagte damals nicht Soldatenfriedhof, sondern Kriegerfriedhof. In dem Wort lag ungeschminkt alle Boshaftigkeit, Gemeinheit und Grausamkeit des Ursprungs dieses Ortes, aber auch alle Schwere und aller Schrecken darüber, dass es diesen Ursprung immer noch gibt. Meine Mutter brachte uns zum Kreuz ihres Bruders, unseres Onkels Hias, und zündete dort die obligatorische Kerze an. Da war sein Kreuz mit dem Bild des uniformierten Soldaten. Nur sein Kreuz, nicht sein Grab, auch wenn das Ganze Gräberfeld hieß. Sein

keit zusammen. In Redipuglia findet sich das Gegenstück zu Gloria, eine schier unglaubliche Menge an Toten, die einen vollständigen oder unvollständigen Namen tragen. Es sind ihrer so viele, dass kein Platz für Individualität bleibt. Alle 100.187 Soldaten sind gleichermaßen Kriegshelden.

Die Gedenkstätte in Redipuglia ist wie alle Massenfriedhöfe dieser Welt nach den Prinzipien der „Uniformität, der streng geometrischen Einfachheit, der räumlichen Harmonie und des Anti-Individualismus“ gestaltet.<sup>6)</sup> Wie hieß es doch im Zwischentitel des Films, als der von der Triestiner Witwe ausgewählte Leichnam des Unbekannten Soldaten auf einer Bahre aus der Kirche von Aquileia herausgetragen wurde: „Der Auserkorene verlässt seine glorreichen Kameraden“. Diese seine Kameraden aber sind hier in Redipuglia begraben. Wer die 22 überdimensionalen Stufen zu den Gräbern jener 39.857 Soldaten hinaufsteigt, deren „Identität“ als bekannt gilt, der bemerkt, dass bei weitem nicht alle Namen der identifizierten Gefallenen vollständig sind, wiewohl sie streng alphabetisch geordnet von ganz unten nach oben angeordnet sind. Oft findet sich auf den Grabsteinen nur ein einziger Buchstabe, gefolgt von einigen Pünktchen; manchmal sind es zwei oder drei Buchstaben. Dann gibt es wieder andere, denen der Nachname fehlt und welche ohne Vornamen. Jene, die damit beauftragt waren, die Namen der Toten zu überprüfen, hielten die Existenz eines einzigen Buchstabens für ausreichend, um die Identität eines Gefallenen für geklärt zu halten. Doch wo liegt die Grenze zwischen unbekannt und anonym? Reicht ein Buchstabe aus, um als „identifiziert“ zu gelten? Für eine Identität reicht es nicht.



Soldatenfriedhof in  
St. Jakob / Bozen

ine, nach Stalingrad, zum Kaukasus und noch weiter. So viele Nationalitäten, Völker, Länder, Städte, Vornamen, Nachnamen, nie gehörte! Ein klobiges Steinkreuz an einer Beingrube erinnert an die Schlachten bei Custozza, Novara und Mortara 1848-49 und an andere der Kriege zwischen Österreich und Italien: Kno-



Foto: Hannes Egger

chen ohne Namen, Tote ohne Ort, Ort ohne Trauer. Da beginnt's, mit 1945 endet's: runde 2000 Soldaten aus dem Ersten und 165 aus dem Zweiten Weltkrieg sind hier begraben, dann die Kriegsveteranen und die vielen, vielen Gedenkschriften und -tafeln. Insgesamt wird hier etwa 4000 Verstorbener gedacht, von mehr als einem Jahrhundert Krieg an Krieg. Eine Besonderheit sind die 27 muslimischen

Stelen aus dem ersten Weltkrieg, nach Mekka ausgerichtet: Junge Männer, aus einem fernen balkanischen Zuhause. Sie hatten für denselben Kaiser gekämpft wie mein Großvater. Dann das jugendliche Alter all dieser Toten! Die meisten waren genauso jung wie ich, als ich in die Maturaklasse ging. Manche jünger. „Hier

ruhen (sie)... .... durch den amtlichen deutschen Gräberdienst zugebettet.“ (Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V.) Bauernbuben, 20, 19, 18 Jahre alt, erschossen in Russland, zerfetzt im Westen, erfroren am Eismeer. Erkrankt, verreckt, in die Luft gejagt, verstümmelt, verendet. Zwischendrin immer wieder der Vermerk: Todes-/Vermisstenort: nicht verzeichnet. Ruhen? Zugebettet? Das

scheint sie alle zu vereinen: das jugendliche Alter und der Umstand, dass sie – in einer Zeit, in der die Fahrt in die nächste Stadt schon eine Reise war – die Welt bereist hatten, um zu sterben.

Irgendwo tauchte auf den weißen Täfelchen der Ortsnamen Grodek auf, Titel des berühmten Gedichtes von Georg Trakl. Und Grabkreuze dazu: zwei von jungen Soldaten aus Bozen und Terenten, getötet in Grodek in jenem verheerenden Abschlachten, und eines für einen genauso jungen Grodeker, getötet in Bozen. Eine groteske Völkerverbindung.

Inzwischen war mir auch der Wortlaut und Inhalt der Aufschriften und Spruchbänder bewusst. Überlebende reimen von Opfer und Heldenmut. Männer besingen Kriegsmütter und -frauen und deren Aufgabe als Gebärerinnen von Kriegern, als Pflegerinnen von Krüppeln, als Trösterinnen von Witwen und Waisen. Mächtige besingen die Unmündigkeit und den Kadavergehorsam unwissender junger Männer. Dagegen stand die Botschaft von Grodek und die Botschaft meines Onkels Hias: Lüge ist Mord.

Jahre später entstand im angrenzenden Ortsfriedhof ein anderes Denkmal für die in den zwei Weltkriegen ermordeten jungen Männer von St. Jakob: Ein massiver Porphyrblock. Ein Riss geht durch den Block, von oben bis unten. Auf der einen Seite des Wahnsinns steht die übliche traurige Liste junger Männer, auf der anderen Seite die Paulusworte: nicht Krieg, sondern Frieden. Eine junge Mutter mit einem Kind im Arm zeigt über den Riss.

Hermann Barbieri

Lebt und arbeitet in  
Brixen im Sozialbereich,  
als Coach und  
Supervisor.



Foto: Georg Hofer

Michael Zeller

## SIGHT SEEING IN VERDUN

**Wohin im Sommer? Nein, kein Orient mehr. Die letzten drei Sommer, nach der Schule, hatte Andrich das Fremde gesucht, fernab vom Vertrauten. Als Anhalter war er in arabischen Ländern herumgereist, zwischen Tunesien, Ägypten, Syrien. Diesen Heißhunger hatte er erst einmal stillen müssen. Jetzt, in diesem Jahr, zog er die Kreise enger, „wollte sich näher ran an die Pelle“, wie er einem Freund schrieb. Er suchte wohl auch, ohne es so zu nennen, Europa.**

Seine Wahl fiel auf Frankreich. Der Horizont eines jungen Deutschen lag damals, in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts, im Westen oder im Süden des Kontinents. Der Osten fand nicht statt. Er blieb für einen Reisenden, zumal wenn er wenig Geld in der Tasche hatte, verschlossen. Die Landmasse des Kommunismus', jenseits der Elbe, war auf den Landkarten seiner Schule ein roter Fladen gewesen, bis rüber nach Wladiwostok. Politisches Feindesland hinter Stacheldraht. Selbst wenn es möglich gewesen wäre: Es gab nichts, was Andrich dorthin hätte locken können. Paris! Das war in diesen Jahren immer noch der Maßstab für jeden jungen Westdeutschen. Seine große Kultur, die hohen Ideale der Französischen Revolution, verklärt im Geschichtsunterricht, saßen ihm fest im Kopf. Der Wind der Freiheit wehte zuerst bei dem unmittelbaren Nachbarn im Westen. Gleichzeitig spielte noch etwas anderes in Andrichs Überlegungen hinein, wenn er es auch schwer zu fassen bekam. Der letzte Krieg, dieses Geschehen vor seiner Geburt, saß ihm, kaum begriffen, in den Knochen. Kein deutscher Jugendlicher wurde damals aus der Schule entlassen, dem nicht tiefe Schuldgefühle durch seine Seele zogen. Die beiden letzten Kriege mit Frankreich erfaßten durchaus ja auch die eigene Familiengeschichte und rührten damit an die eigene Person. So hatten beide Großväter Andrichs hier im Ersten Weltkrieg gekämpft. Obwohl sie längst verstorben waren: Das wußte er, und er wußte es gut, auch wenn er die beiden Opas nie davon hatte erzählen hören. Viel heftiger saß Andrich natürlich sein Vater im Nacken, der vom nächsten Weltkrieg, dem Zweiten, verschlungen worden war, er hatte ihn nie zu sehen bekommen. Aber es gab ei-

nen Feldpostbrief von diesem Vater, den Mutter ihm und seinen Geschwistern oft vorgelesen hatte, immer mit Tränen in der Stimme. Wenn das alles hier vorbei sei, schrieb Vater aus Frankreich an seine junge Frau in Berlin, mit der er gerade vier Jahre verheiratet war, würde er mit ihr hierher kommen, um ihr alles zu zeigen, was er bisher erlebt habe. Frankreich sei ein so wunderschönes Land. Wenn erst einmal alles vorbei sei ... Aber jetzt gelte es zunächst, Paris einzunehmen. Damit wäre der Krieg dann ja wohl auch entschieden. Andrichs Vater kam nicht in die Lage, sein Versprechen einzulösen. Der Krieg ging auch für ihn weiter, im Osten Europas. Von dort las ihnen Mutter keine Briefe vor. Oder gab es nur den einen? „Gefallen für Führer, Volk und Vaterland“. Doch immer noch, als Mutter sich längst

gab reichlich andere Sorgen. Jetzt also reiste Andrich dorthin, an Vaters Stelle. Ganz wegdrängen von sich konnte er den Schatten des Briefes wohl nicht, lange vor seiner Geburt geschrieben, doch seine Spuren blieben blaß auf der Reise. Die Scham war zu groß. Und schließlich war Andrich jung, gerade Anfang Zwanzig. Er hatte seine eigenen Wege zu gehen, heraus aus dem Schatten dieser bösen Geschichte, in eine hellere Zukunft hinein, in der an Kriege nicht mehr zu denken war. Er jedenfalls, hatte Andrich sich geschworen, er würde niemals ein Gewehr anfassen oder etwas ähnliches. Wofür denn auch?

Wie immer in diesen Jahren war er als Anhalter unterwegs. Da es noch keine Autobahn nach Paris gab, mußte er Landstraßen nehmen. Und so kam er nach Verdun. Nur aus diesem Grund. Paris hieß sein Reiseziel, Paris! Da hier nun aber mal die Schlachtfelder des Ersten Weltkriegs gewesen waren – wie konnte er sie links liegen lassen? Daran war nicht zu denken, trotz all seiner Sehnsucht nach Paris. Andrich entschloß sich, einen Tag hier zu bleiben. Ei-



Foto: © IWM

mit seinem Tod hatte abfinden müssen, hielt ihre Sehnsucht an diesem verjährten Reiseziel fest. Daß sie allein nach Paris fahren könnte ohne den Angetrauten, lag außerhalb ihres Vorstellungsvermögens. Vor allem aber: Es

nen Tag, länger nicht. Das mußte reichen. Schließlich war das seine Reise. Verdun im Regen. Auch das noch. Er fror unter seinem Regencape. Kein Sonnenstrahl, nicht mal ein Streifen helles Licht brach durch

Mulis transportieren  
Maschinengewehre  
des 331sten  
französischen  
Infanterieregiments  
bei Verdun.

Literatur



Französische Truppen mit einer erbeuteten deutschen Maxim MG08 im Fort Douaumont, Verdun.

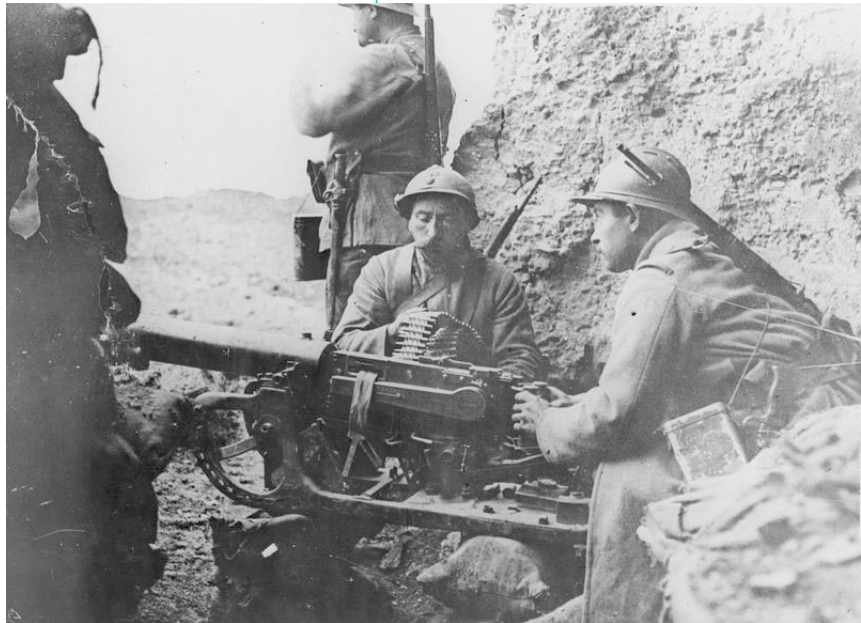


Foto: © IWM

den niedrig hängenden Himmel, in planem Grau. Es machte die Dinge, die zu sehen waren, noch häßlicher. Grabfelder – so weit das Auge reichte. Kreuze, Kreuze, kniehohe Kreuze reihten sich über die Hügel, bis sie sich dem Blick entzogen und auflösten im feuchten Dunst dieses Tages, in irgendeinem Jenseits. Stellungskrieg im Westen. So saß es ihm von der Schulbank noch im Kopf. Nichts bewegte sich über die Jahre damals, nur der Tod kroch immer näher an die Schützengräben heran, Kreuz um Kreuz. Dazwischen diese riesigen Beinhäuser und Kriegerdenkmale. Andrich stand eingeschüchtert von den Fossilien einer fernen Vorzeit - und war doch gerade erst ein halbes Jahrhundert her. Natürlich war bei diesem Wetter kein Mensch

unterwegs. Andrich wanderte für sich. Nur einmal bot sich ihm in diesen Stunden des Gehens ein Bild, das nicht den Tod zeigte. Er ging durch einen Weinberg (Reben, wirklich - keine Kreuze!) und sah dort einen alten Mann in seiner Schürze bei der Arbeit. Mit kurzem Messer schnitt er Triebe aus dem Stock. Das klein gewordene zerfaltete Gesicht eines Großvaters. Ein Winzer, kein Soldat. Da konnte Andrich sicher sein. Knorrige Hände, die langsam und schwer das Ihre taten, außerhalb der Zeit. Der junge deutsche Wanderer kam ihm so nah, daß auch der ihn sehen mußte. Der Winzer schaute auf, nur ein wenig. Zu grüßen traute sich Andrich nicht, wegen seines Akzentes. Er lächelte, so gut das eingefrorene Gesicht es hergab, mit steifen Lippen. Der Alte lächelte nicht zurück, schaute ihn an, blieb stumm, wandte sich aber nicht ab. Andrich schloß daraus, daß der ihm kein Feind war. Darauf hätte er gewettet. Ein solches Gesicht lächelt vielleicht nicht so leicht, überlegte der junge Deutsche. Den Blick hatte der Alte immerhin gehalten. Das war wenig, aber Andrich war es genug. Er konnte weitergehen, mit einer bescheidenen Wärme im ausgekühlten Körper. Die Arbeit in

einem Weinberg machte wohl hart. Hinter sich auf der Straße hörte er das Tuckern eines Motorrads, dann neben ihm. Sein Fahrer hielt an. Ein breites Lachen im geröteten Gesicht, so jung wie seines.

„Hi.“  
Ein Amerikaner. Aus einer anderen Welt. Nichts mit Krieg. Andrich fiel das Lachen leicht. Ja, es ging noch. Zwei, drei Sätze, und er saß hinten auf dem Sozius. Die Gegend verlor von ihrem bleiernen Gewicht, wenn man sie durchfuhr. Nur der Wind. Der war saukalt. Andrich war froh, als das Motorrad vor einem der Beinhäuser ausfuhr. Gemeinsam lasen die beiden die verwitterte Tafel. „Hier, an dieser heiligen Stelle, ruhen die sterblichen Reste 130.000 unbekannter Soldaten. Hier wird der Reisende zum Pilger, er schweigt und gedenkt in der tiefen Rührung seines Herzens des Beispiels derer, die das höchste Opfer darbrachten. Verharren Sie in Schweigen, und kleiden Sie sich im Einklang mit den Gefühlen Ihres Herzens.“  
Der Amerikaner stand vollkommen fassungslos angesichts dieser Worte.

„Flower Power“, sagte er, leise, mehr zu sich selbst als zu seinem Beifahrer, in blauen Jeans wie er. Das war die Kleidung ihres Herzens.

Flower Power. Ein ziemlich unpassender Kommentar, fand Andrich, der Hinweis auf die Hippie-Kultur von Amerika in diesen Jahren, die Formel für Spaß und ewiges Jungsein. Doch das Wort riß ihn aus der trüben Gefühlssoße von Schuld, begangen auch in seinem Namen, irgendwie, oder? Flower Power – das trennte ihn ab von seinem Deutschsein, von einer Vergangenheit, die mit seiner Person eigentlich wenig zu tun hatte, genau genommen gar nichts. Oder? Jetzt lachten die beiden zusammen, über den Gräbern von Verdun, zwei blutjunge Männer, deren Leben vor ihnen lag, nicht hinter ihnen.

Auch Jack übernachtete in der Jugendherberge. Gemeinsam aßen sie zu Abend. Das Essen wurde in kleinen Plastiknapfen ausgegeben, jedes Gericht für sich, nicht auf einem Teller verteilt, wie Andrich es von den Herbergen seines Landes gewohnt war. Statt Malzkaffee wie dort gab es eine Karaffe Rotwein, für jeden. Ein Viertel Liter. Das reichte ihnen. „Rabba-dabb-dabb / Thanks for the crop!“, li-taneite Jack, bevor er sich die Paté aufs Weißbrot strich, und lachte. So schnell gesprochen, daß er es für den Deutschen wiederholen mußte.

„Zu Hause beten wir vor dem Essen, weißt du, und die Eltern ärgern sich über unseren Spruch. Aber wenn du mächtig Kohldampf schiebst, muß es schnell gehen.“  
Jack kam aus Boston und war Student wie Andrich. Das hieß: Er fing erst später an und wollte vorher noch etwas von Europa sehen. Parris natürlich, dann Italien, am liebsten Sizi-

lien, zurück über Germany. Alles mit dem Motorrad. Drei Wochen. Weil alles so nah war in Europa.

„Willst du mit?“  
Gleich nach der Landung seines Flugzeugs in Amsterdam hatte er sich die Maschine gekauft. Anfangs war es mühsam gewesen, sich an die winzigen, engen Straßen hier zu gewöhnen. Aber die Kiste lief prächtig. „Und Verdun? Bist du zufällig hier?“, fragte ihn Andrich.

„Oh nein!“ Es war der ausdrückliche Wunsch von Jacks Vater gewesen. Dessen Vater hatte hier nämlich gekämpft, 1918. Jack wußte genau die Stelle. „Butte de Montfaucau“, sagte er in einem Französisch, das der Deutsche schwer verstand. Er kam gerade von dort, als er Andrich am Straßenrand aufgepickt hatte.

„Du sahst ziemlich fremd aus“, sagte Jack und lachte.

„Die Amerikaner? Die haben hier auch gekämpft? Ich dachte ...“ Davon hatten sie Andrich in der Schule nichts erzählt.

„Und ob!“ Jack wunderte sich, aber nicht lange. Das Beefsteak war zäh, sie mußten heftig kauen.

„Mit Ketchup ging’s besser, aber das mögen die Franzosen nicht so gern. Das hat Mommie mir noch extra eingetrichtert, bevor ich los bin.“

„Dafür muß man gute Zähne haben“, meinte der Deutsche.

„Oder einen guten Zahnarzt. Da bist du bei mir richtig.“ Jack erzählte, daß er Zahnmedizin studieren werde.

„Und nach deiner Reise fängst du gleich damit an?“

„O no, erst ist die Army dran.“

„Wie lange?“

„Ein Jahr, denke ich. Wenn mir’s gefällt, auch zwei.“ Jack wollte nach Vietnam. Dort brauchten sie Piloten für ihre Bomberflotte. „Das ist ein phantastisch bezahlter Job, weißt du. In einem Jahr verdiene ich so viel, daß es fast für mein gesamtes Studium reicht. Wir sind nicht arm zu Hause. Aber ich will meinem Vater nicht zu lange auf der Tasche liegen. Ich verdien mir lieber mein eigenes Geld. Und nirgendwo kannst du so schnell Dollars machen wie bei der Army.“

Der Wein machte sie rasch müde, Andrich vom langen Wandern über die Grabfelder des Ersten Weltkriegs, und Jack saß das lothringische Kopfsteinpflaster in den Gliedern. Beim Frühstück wollte der Deutsche ihm noch seine Pariser Adresse geben. Aber so lange blieb Jack nicht dort. In drei Tagen wollte er schon in Arles sein, bei van Gogh.

Schade. Andrich blieb das Gefühl zurück, von Jack hätte er einiges lernen können.

Ein Jahr später, 1968: Wer weiß, ob sie dann noch ein Wort miteinander gesprochen hätten.



Hannes Mittermaier

Ein Herr, dessen Name für diese Art von Erzählweise nicht von großer Bedeutsamkeit ist, erlebte an einem formal betrachtet noch unwichtigeren Tag im tauenden Monat März eine durchwegs unheimliche, beinahe bizarre Begebenheit, die allein in ihrem Inhalt an Jammer und Schauer kaum zu übertreffen sei. Auch deshalb will ich in gröbster und doch tiefsinnigster Art der Nachwelt davon Bericht erstatten, um den bösen Geistern einen kleinen Streich zu spielen, ihnen einen Gegenpol literarisch kreieren, der vielleicht das von uns so genannte Dasein Leben verbessern kann. Mögen Würde und Anstand in unsere schamlos ausnutzende Gesellschaft einkehren, denn nur, wer mit erhabenem Haupte lebt, der kann einen Namen von Welt erwerben.  
So geschah es auch mit der besagten Haupt-

## Emanuel Swedenborg

person, die nach einem schnell abgeschlossenen Medizinstudium wider Erwarten nicht den Arztberuf ergriff, sondern sich zunächst auf eine Weltreise begab. Es war nicht von weit hergeholt, dass der frische Doktor dabei auch noch so manch weibliches Wesen an seiner Brust genießen durfte. So manch rassige Natur schmiegte sich an die behaarte Haut des jungen Lebenskünstlers, der es aber immer verstand, einen gewissen Abstand zwischen sich und der Welt zu schaffen. Vielleicht war dies sein genuines Geheimnis, mit dem er eine derartige Vielzahl an weiblichen Wesen verführen konnte. Ob in Asien oder Amerika, in irgendeinem fremden Bette war der Junggeselle stets anzufinden.  
So gingen die Jahre einher, ehe er wieder zurück in die Heimat kehrte. Nach all den Erleb-

nissen standen nun Zeiten der Reflexion und Selbstbetrachtung an. Ich will an dieser Stelle noch nicht von Selbstgenügsamkeit sprechen, doch wir sind an einem gewiss wunden, entscheidenden Punkt angelangt, der für den weiteren Verlauf des Lebens der Hauptperson von äußerster Brisanz und Wichtigkeit sein kann. Das liebessüchtige, fast raffgierige Bettgeplänkel hatte ein Ende genommen: Er hatte das Wesen der Frau von der intimsten Art und Weise wahrgenommen, er hatte ein buntes Sortiment an unterschiedlichen Erfahrungen gesammelt, aus dem er schier nach Belieben schöpfen konnte. Plötzlich war er nicht mehr der Abenteurer, der heiße Liebhaber für eine verschwitzte Nacht, nein, er wollte eine fixe, lebenssichernde Hand an seiner Seite, mit der er seinem Gemüt und seiner biologischen



Aufgabe nachkommen könnte. Sich selbst am Leben hielt er indes mit kleineren Publi-ka-tionen, zumeist von medizinischer Art, oft aber auch ab-driftend ins Homöopa-thische und gar Alchemistische. Die Kunst der Alchemie hatte er bei einem ergrauten Magier, namentlich Edward Kelley, während eines Auf-enthalts in England erlernt. Er selbst war wohl der größte seiner vielen Zweifler, doch ihm ging es allein um die Sicherung seines Lebens-unter-halts.

Zwar nicht wohl betucht, aber trotzdem ange-messen lebend, schlängelte sich der inzwi-schen in sich gekehrte Hauptdarsteller durch sein Leben. Diese Jahren waren auch die Zeit seiner innersten Reflexion: Woher kommt der Mensch? Oder vielmehr: Wohin geht der Mensch? Was ist der Mensch? Ist er das ein-zige vernunftbegabte Lebewesen? Was ist Vernunft, und wo finde ich sie? Diese Fragen begannen ihn zu plagen. Er wusste keine Antwort und fand in den Philosophien seiner Zeit auch nichts Befriedigendes. Stunde um Stunde zog es ihn wieder in die großen Bib-liotheken unserer Welt. Er fand immer wieder plausible Argumente, die aber stets auch auf Annahmen jedweder Art beruhten, die wiede-rum selbst nur in den Köpfen anderer Denker endstanden sind. Auch deren Richtigkeit konn-te er nicht nachgehen. Er las und las und verlas dabei immer deutlicher seine eigene Unzulänglichkeit. Er erkannte den an den Menschen angeborenen, ausweglosen Fata-lismus, dem auch er sich zu fügen vermoch-te, indem er einen einmaligen Lebenskompro-miss mit sich einging: Er wollte von nun an im Gewissen leben, dass es das Unendliche, das Absolute, die letzte Antwort im Sein nicht gibt. Es war sein letzter Ausweg, wollte er noch das Glück der Welt erreichen. Mit dieser Lüge im Gewissen, einem Tetrapharmakos nach Epikureischem Sinn, die er sich nun über Jahre in seinen Verstand einbläute und einhämmerte, lebte es sich wieder prächtig: Plötzlich war es nicht mehr wichtig, zu wis-sen, was nach dem Tod passieren würde; plötzlich war es ihm einerlei, ob es am näch-sten Tag regnen, schneien oder die Sonne scheinen würde; plötzlich lebte er so, wie man eben lebte.

Ob es Zufall war oder seiner Tüchtigkeit ent-sprang, dass er alsbald eine durchaus lukrati-ve Lehrstelle für esoterische Medizin an einer Universität erhielt, war ihm auch gleichgültig. Er nahm sich seinem Schicksal an, durchlebte und überlebte diese Jahre des inneren Frie-dens.

Mitten in diesem Einklang mit der Welt über-kam ihm zudem noch das Glück der langer-sehnten Partnerschaft. Eine Arbeitskollegin, mit der er sich anfangs schon gut verstand und das ein oder andere Dinner gemeinsam einnahm, lechzte nach seiner Nähe. Daraus entstand alsbald eine feste Beziehung, die im Ja-Wort vor dem Altar der heiligen Kirche ihr vorläufiges Ende fand.

Der nun erzählte Handlungsverlauf mag noch nichts Abartiges am Leben unserer Hauptper-son skizzieren. Einzig die kurz andauernde depressive Phase mag erwähnenswert blei-ben, die der inzwischen zum Ehemann gewor-dene Medizindozent doch bravourös gelöst hatte. Er lebte prächtig mit seinem im Inneren geschlossenen Kompromiss.

Eine einzige Erfahrung war dem besagten Mann jedoch noch verborgen geblieben. Es war die letzte aller Aufgaben, die ein Mann in seinem Leben zu verrichten hat, handle man nach biologischen Vorgaben. Es war der Kom-plot aus kognitivem Denken und angebore-nen, gefühlsbedingten Vorstellungen: Er muss-te seine Samen mit denjenigen einer, seiner Frau in Kontakt bringen, um daraus ein Kind entstehen zu lassen. Nur dann würde er seine biologische Aufgabe erfüllt haben.

Diese letzte große Lebensaufgabe wollte das glückliche Paar während seines Urlaubes im Sommer, für den es lange gespart hatte, erle-

digen. Wie es der Zufall auch nicht besser schreiben könnte: Neun Wochen nach der stürmischen Nacht konnte man unterhalb des Busens der schönen Ehefrau eine kleine Erhe-bung feststellen. Zufrieden stellten beide fest, dass sie im Frühjahr nächsten Jahres ein Kind erwarten würden.

Die Tage verronnen wie im Fluge. Weihnachten kehrte ein, bald war Neujahr gekommen. Die schwangere Frau war nun nicht mehr als etwas Anderes zu identifizieren. Beide hatten sie schon für das werdenden Vater- und Mutter-glück vorgesorgt: Ein kleines Zimmer mit einer Bettstadt, vielen Pölstern, einem Wickeltisch und einem kleinen Schrank wurde lieblich infan-til eingerichtet.

Und so kam es, dass am 15. März des Jahres dessen Zahl uns immer noch nicht von bered-ter Wichtigkeit erscheint, die schwangere Ehe-frau unserer Hauptperson in den kühnsten Sorgen und Schmerzen einer Frau in einem hiesigen Krankenhaus stationiert war und dort ihr Kind heute gebären sollte.

Es muss sich wohl um Zufall handeln, denn unser Hauptdarsteller kommt am besagten Tag erstens zu spät zur Arbeit und kann zwei-tens – was seiner ungewohnten Verspätung zu



Foto: Hannes Mittermaier

Schulde kommt – den Anruf des Krankenhau-ses nicht entgegen-nehmen. Mit etwas Mor-genmuff und ohne Rasur fährt der gezeichnete Mann zur Arbeit. Dort erscheint er etwas ver-spätet, was ihm seine Studierenden nicht ver-übeln. Von der vorgesehenen Vorlesungsdop-pelstunde kann er allerdings nur mehr knapp 80 Minuten schöpfen. Erst nach getaner Arbeit kann er endlich seine neu gewonnene freie Zeit seinem Mobiltelefon widmen: Er schaltet es ein, wartet einen Moment und betrachtet die sieben Anrufe in Abwesenheit.

Laut Google Maps benötigt man gute 29 Minu-ten vom Universitätszentrum bis zum Klinikum, unser Hauptdarsteller schafft die Distanz in etwa 13 Minuten. Nass geschwitzt, übel rie-chend, nervös und nervlich am Ende betritt er die Drehtür des Krankenhauses. Überhastet fragt er schon die unwissende Dame an der Auskunftsstelle für allgemeine Informationen, wie es seinem Kind nun ginge. Nach langem Gerede kann sie endlich die Zimmernummer für das erst zu erwartende Kind herausfinden. In Windeseile stürmt der werdende Vater dort-hin.

„Wo ist mein Kind?“

„Keine Sorge, Herr Swedenborg, Ihrer Frau geht es gut. Ihr Kind ist schon fast auf der Welt. Es fehlen noch letzte Details. Gut, dass Sie rechtzeitig eingetroffen sind.“

„Ja, ich verstehe nicht ganz. Wann ist es denn soweit? Kann ich bei meiner Frau sein?“

„Seien Sie mir nicht böse, aber Ihre Frau befin-det sich schon im abgesicherten Nebenraum. Wahrscheinlich hat Ihr Kind schon fast die Schwelle zwischen Sein und Nicht-Sein pas-siert. Wir können zwar viel, aber nicht den Zeitpunkt dieses doch einzigartigen Moments bestimmen.“

Eine kurze Pause der Reflexion.

„Wie aus meinen Unterlagen hervorgeht“ – just in diesem Moment zückt die in weiß gekleidete Hebamme ihren weißen Tablet-Computer aus

der Hosentasche, fingert darauf herum und beäugt das leuchtende Display – „sind Sie Herr Swedenborg, der Vater des zu Gebärenden. Wenn Sie nichts dagegen haben, würde ich mich nun an Ihrer Seite wägen, um mit Ihnen alle strukturellen Formalitäten abzuklären. Bitte kommen Sie hierher an meinen Display, damit Sie meine Schritte besser nachvollziehen kön-nen.“

Eine zweite Pause der Reflexion. Wie von fremder Hand gelenkt:

„Ja, Frau Assistentin. Wenn das hier so abläuft – obwohl ich lieber bei meiner Frau wäre in diesem Moment, den man ja nicht an jedem Tag erlebt. Sagen Sie mir, was ich tun soll.“

„Wie soll Ihr Kind heißen?“

„Gute Frage, wir haben lange überlegt, sind sodann aber zu einem Entschluss gekommen: Wenn es männlicher Natur ist, würden wir es Johannes benennen, beim weiblichen Pendant würden wir uns mit Johanna beglückwünschen. Ganz klassisch!“

„Ich glaube, Sie haben mich nicht richtig ver-standen. Versuchen wir es eben von einem anderen Standpunkt aus.“

In diesem Moment wird dem Hauptdarsteller spei-übel. Seine Übelkeit kommt nicht aus sei-nem Magen, er hat ja nichts gegessen oder getrunken, nein, sein Unwohlsein entsteht in seinem Kopfe. Monoton und apathisch führt die in weiß gekleidete Hebamme fort:

„Lieber Herr Swedenborg, ich möchte mit Ih-nen letzte Formalitäten vor der Übergabe Ihres Kindes, Ihres Nachwuchses, Ihrer ersten Hin-terlassenschaft an die Menschenwelt, abklä-ren. Sie brauchen nur meine wenigen Fragen beantworten und der übliche Geburtenprozess findet schnell sein Ende. Also: Möchten Sie, dass ihr Kind von männlichem oder von weib-lichem Geschlecht sein Leben lebt?“

Ein dritter Moment der Reflexion wird begleitet von einem ersten Moment der Angst. Die Au-gen der Hebamme bleiben starr und bleich, wie vom ersten Augenblicke an. Irgendwo hinter diesem Gemäuer wird ein Kind geboren. Der werdende Vater sitzt hier, vor einer weißen Hebamme, mit einem weißen Tablet-Computer, in einem weißen Zimmer. Schweißperlen bilden sich auf seinem Gesicht. Seine Hände werden nass, seine Kleider ebenso. Kalt läuft es ihm über den Rücken. Er kann nur mehr stammeln: „Wie bitte? Wieso ...?“

„Männlich oder weiblich, Herr Swedenborg?“ Eine Stimme übertönt den Gedankenschwall der Hauptperson: „Man kann nicht wissen, wohin wir gehen. Niemand weiß, was der Mensch ist. Niemand weiß, woher er kommt. Niemand weiß, was Vernunft ist. Du kannst es nicht wissen. Niemand wird es je wissen kön-nen. Niemand weiß, woher der Mensch

#### Zum Autor

Hannes Mittermaier, 1994 in Sterzing geboren, studiert an der LMU in München, ist begeisterter Musiker und Verfasser von Texten literarischer Art. Derzeit arbeitet er an der Rockopera Südtirol, der Vertonung der Geschichte Südtirols.

Herausgeber	Distel - Vereinigung	
Erscheinungsort	Bozen	
Präsidentin	Gertrud Gasser	
Vorstand	Peter Paul Brugger, Armin Gatterer, Karl Gudauner, Reinhold Perkmann, Roger Pycha	
Koordination, Veranstaltungen	Hannes Egger, Haimo Perkmann	
Presserechtlich verantwortlich	Vinzenz Ausserhofer	
Finanzgebarung	Christof Brandt	
Graphisches Konzept	Gruppe Gut Graphics	
Sekretariat	Alexandra Platter	
E-mail	I - 39100 Bozen, Silbergasse 15	
homepage	Tel. ++39/0471 - 977468	
Druck	Fax ++39/0471 - 940718	
Grafik	info@kulturelemente.org	
Bezugspreise	www.kulturelemente.org	
Abonnement	Fotolito Varesco Auer	
Bankverbindungen	Media Grafik ++39 348 580 30 70	
	Inland: 3,5 Euro, Ausland 4 Euro	
	Inland: 22 Euro, Ausland: 29 Euro	
	Südtiroler Landessparkasse Bozen:	
	IBAN: IT30 F060 4511 6010 0000 1521 300	

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Südtiroler Landesregierung, Abteilung Deutsche Kultur

Die **kulturelemente** sind eingetragen beim Landesgericht Bozen unter der Nr. 1/81 Alle Rechte sind bei den Autorinnen und Autoren. Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur mit Genehmigung der Redaktion und Angabe der Bezugsquelle erlaubt.



**Hannes Mittermair**, Sterzing  
Musiker und Schriftsteller

winkel oder die Ansicht. Vor dem armen Hauptdarsteller dieser Geschichte erscheint ein Ebenbild seiner Gedanken: Ein Jüngling, nach seinen Worten, Befehlen und Anordnungen. Ganz unten, unterhalb des stramm stehenden Mannes, findet sich ein kleines, grünes Fenster, mit der leisen Aufschrift Bestätigen. Als der Betrachter durchzugehen. Ohne Zögern greift er in das grün leuchtende Symbol. Was dann passiert, ist wohl von wahnwitzigsten und unglaublichsten Begebenheiten geprägt: Das Bild des Jünglings verfliegt in der weißen Wand. Ein anderes Fenster, mit einem kurzen Text erscheint:

Nachdem Herr Swedenborg seine Pflichten erledigt hat, wird er das Zimmer Gottes betreten, die Zeugung seiner Allmächtigkeit bezichtigen und das Werk der Vollendung in vollen Zügen genießen. Nachher, nachdem er sein Kindelein geschaffen hat, wird er sich seines Werkes ergötzen, seine Glieder werden zittern, seine Sinne übersinnen: Stimmen werden einkehren in seinem Kopf, fremde, göttliche Mächte seinen Verstand ihm rauben, ehe er mit seinen Knien das harte Schafott Gottes berühren wird, und sein Leib vor dem Werk Gottes, seinem Werk, sich ehrfürchtig und erbarmungsvoll fügen wird.

Er ist tot.